



DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

NACHRICHTENBLATT DER LANDESDENKMALPFLEGE

1 | 2007

36. JAHRGANG





Blick aus dem Badhaus im Schwetziger Schlossgarten auf das Perspektiv, das so genannte „Ende der Welt“.

DENKMALPFLEGE IN BADEN-WÜRTTEMBERG

Nachrichtenblatt
der Landesdenkmalpflege

1/2007 36. Jahrgang

Herausgeber: Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart in Verbindung mit den Fachreferaten für Denkmalpflege in den Regierungspräsidien.
Berliner Straße 12, 73728 Esslingen a. N.
Verantwortlich im Sinne des Presserechts: Präsident Prof. Dr. Dieter Planck
Schriftleitung: Dr. I. Plein
Redaktionsausschuss:
Dr. C. Baer-Schneider, Dipl.-Ing. V. Caesar,
Dr. D. Jakobs, Prof. Dr. C.-J. Kind,
Dr. K. Preßler, Dr. H. Schäfer,
Dr. P. Wichmann, Dr. D. Zimdars
Produktion: Verlagsbüro Wais & Partner, Stuttgart
Lektorat und Bildredaktion: André Wais
Gestaltung und Herstellung:
Hans-Jürgen Trinkner/Evgenia Motz
Druck: Süddeutsche Verlagsgesellschaft,
Nicolaus-Otto-Straße 14,
89079 Ulm-Donautal
Postverlagsort: 70178 Stuttgart
Erscheinungsweise: vierteljährlich
Auflage: 23000
Gedruckt auf holzfreiem, chlorfrei gebleichtem Papier
Nachdruck nur mit schriftlicher Genehmigung des Landesamtes für Denkmalpflege. Quellenangaben und die Überlassung von zwei Belegexemplaren an die Schriftleitung sind erforderlich.
Bankverbindung:
Landesoberkasse Baden-Württemberg,
Baden-Württembergische Bank Karlsruhe,
Konto 7 495 530 102 (BLZ 600 501 01).
Verwendungszweck:
Öffentlichkeitsarbeit Kz 8605171346115.

Bei allen Fragen des Bezugs, z. B. bei Adressenänderung, wenden Sie sich bitte direkt an Frau Glass-Werner (Tel. 07 11/ 90445-203, Montag bis Mittwoch, nachrichtenblatt-LAD@rps.bwl.de).

Dieser Ausgabe liegt eine Beilage der Denkmalstiftung Baden-Württemberg bei. Sie ist auch kostenlos bei der Geschäftsstelle der Denkmalstiftung Baden-Württemberg, Charlottenplatz 17, 70173 Stuttgart, erhältlich.

Inhalt

- | | |
|--|---|
| <p>1 Editorial</p> <p>3 Grüne Kulturdenkmale –
Andeutungen
über Gartendenkmalpflege
Volkmar Eidloth</p> <p>16 Vom „Protocollum commissionale“
zum „Parkpflegewerk“ –
Leitlinien zum Schutz und Erhalt des
Schwetzingen Schlossgartens
Hubert Wolfgang Wertz</p> <p>23 „Schwetzingen –
Die kurfürstliche Sommerresidenz“
Gesamtanlage und mögliche
zukünftige UNESCO-Welterbestätte
Svenja Schrickel</p> <p>32 Der romanische Kruzifixus der
Frauenkirche in Markgröningen-
Unterriexingen
Jochen Ansel/Karl Halbauer/Sophie Richter</p> <p>42 Beim Teehaus
von Amalie Zephyrine –
Archäologische Ausgrabungen im
Fürstlichen Park in Inzigkofen,
Kreis Sigmaringen
Hartmann Reim</p> <p>48 Oberflächenreinigung gusseiserner
Kulturdenkmale mit einem
neuen Verfahren am Beispiel
der Schiltachbrücke in Schramberg
Rolf-Dieter Blumer/Joachim Kinder/
Frank Schad</p> | <p>55 Überlingens letzte Renaissance-
fenster als Motive der Malerei
des späten 19. Jahrhunderts
Gemälde von Max Thedy
dokumentieren seltene Fenster
Volker Caesar</p> <p>62 Nach 400 Jahren immer noch
im Dienst
und noch lange kein Ende in Sicht
Hermann Klos</p> <p>67 Denkmalporträt
Empfangsgebäude des Bahnhofs
Konstanz
Endpunkt der Badischen Hauptbahn
Erik Roth</p> <p>69 Mitteilungen</p> <p>70 Tagungen</p> <p>71 Ausstellungen</p> <p>72 Neuerscheinungen</p> <p>73 Rezensionen</p> |
|--|---|

Editorial

Michael Goer

Auf der Welterbeliste der UNESCO sind gegenwärtig drei Kulturdenkmale aus dem Bundesland Baden-Württemberg vertreten. 1993 erhielt das Zisterzienserkloster Maulbronn, 2000 die Klosterinsel Reichenau und 2005 der obergermanisch-rätische Limes diese herausragende und begehrte Auszeichnung. Zwei weitere Denkmale im deutschen Südwesten wurden zur Eintragung nominiert. Während das Welterbekomitee auf seiner 31. Sitzung Ende Juni dieses Jahres in Neuseeland über den Aufnahmeantrag von Schloss und Altstadt Heidelberg abschließend entscheiden wird, befindet sich der jüngste Antrag der Bundesrepublik Deutschland, die kurfürstliche Sommerresidenz Schwetzingen in die UNESCO-Welterbeliste einzuschreiben, noch in der Frühphase der Evaluierung.

Für die Denkmalpflege im Lande haben sich bereits jetzt sämtliche fünf Antragsverfahren als großer Gewinn herausgestellt. Denn mit den Nominierungen ist jedes Mal eine breit angelegte, vielfältige konservatorische und wissenschaftliche Beschäftigung mit dem Schutzgegenstand verbunden gewesen. Das Wissen über diese herausragenden Kulturdenkmale wurde durch solide Bestandserhebungen und interdisziplinäre Forschungen auf ein neues Niveau gehoben. Insbesondere wurde dieses Denkmalwissen für Fachleute, aber auch für die breite Öffentlichkeit zugänglich gemacht und bildet künftig die Grundlage für den gesellschaftlichen Erhaltungsauftrag.

Der Schlossgarten von Schwetzingen galt wegen der harmonischen und reizvollen Verbindung eines von englischen Landschaftspartien umgebenen Rokokogartens und der großen Zahl hervorragender Parkgebäude und Skulpturen schon bisher als international bedeutsame Anlage. Das Handbuch der Deutschen Kunstdenkmäler von 1993 führt weiter aus, dass es sich um ein anschauliches, einzigartiges Beispiel der Entwicklung der Gartenkunst an der Wende vom Spätbarock zum Klassizismus als Ausdruck für das sich wandelnde Herrschaftsbewusstsein am Übergang vom Absolutismus zur Aufklärung handelt.

Die intensive Beschäftigung mit diesem Schutzgut in den letzten zwei Jahren hat diese Bewertung nicht nur untermauert und differenziert, sondern auch elementar fortgeschrieben. Zwei Aspekte stehen dabei im Vordergrund: die herausragende Überlieferungsqualität Schwetzingens als Sommerresidenz des 18. Jahrhunderts und die

Erkenntnis, dass das Gartenkunstwerk in einzigartiger Weise von freimaurerischen Ideen geprägt wird.

Mit dem Regierungsantritt des Kurfürsten Carl Theodor beginnt in Schwetzingen eine neue Ära. Zwischen 1743 und 1778 wird Schwetzingen im Sommer regelmäßig für mehrere Monate zum Aufenthaltsort von Hofstaat und Hoforchester und damit zum zentralen Ort der Kurpfalz. 35 Jahre lang werden Schloss und Garten zu einer idealtypischen Sommerresidenz ausgebaut, in der das Angenehme (Erholung, Zerstreuung und Vergnügung) mit dem Notwendigen (Weiterführung der Regierungsgeschäfte) verbunden wird. Unter Carl Theodor entstand damals unter Einbeziehung vorhandener Strukturen ein einzigartiges Gesamtkunstwerk aus Stadt, Schloss und Garten. Von den zahlreichen Sommerresidenzen des 18. Jahrhunderts wurden viele stark verändert, überformt oder zerstört. Durch einen Wechsel der Besitzverhältnisse sank Schwetzingen dagegen schon kurz nach seiner Fertigstellung in einen Dornröschenschlaf. Heute ist Schwetzingen das am besten erhaltene Beispiel einer herrschaftlichen Sommerresidenz des 18. Jahrhunderts nördlich der Alpen.

Erst die jüngste Forschung hat aufgezeigt, dass diese Anlage aus Schloss und Garten nicht nur von traditionellen komplexen Bedeutungsebenen christlicher und antiker Symbolik bestimmt wird, sondern auch durch ein Netz freimaurerischer Ideen geprägt und gestaltet wurde. Die Entdeckung dieser Thematik ist das Verdienst von Prof. Dr. Jan A. M. Snoek (Heidelberg), Dr. Monika Scholl (Offenburg) und Andréa Kroon (Den Haag), die im September 2006 in Schwetzingen ein internationales Symposium zur ‚Symbolik in Gärten des 18. Jahrhunderts‘ organisiert haben. Der daraus hervorgegangene Tagungsband belegt eindrücklich die singuläre Stellung Schwetzingens innerhalb der freimaurerisch inspirierten Gärten Europas und macht zugleich die Notwendigkeit weiterer Forschungen deutlich.

Einzigartig ist für Schwetzingen bekanntlich die reiche, komplett erhaltene Ausstattung der Gartenanlagen mit einer sehr hohen Zahl von Skulpturen und Gartengebäuden. Dem Besucher wird aber nicht nur eine hochwertige Sammlung von Einzelobjekten präsentiert, er kann diese vielmehr in ihrem ursprünglichen, gattungsübergreifenden, durch zahlreiche formale und inhaltliche Bezüge aufeinander abgestimmten Kontext



Badhausgarten im Schwetzingen Schlossgarten mit Blick auf das Perspektiv.

entdecken. Er wird zum Nachdenken über Inhalte angeregt, die von der sichtbaren Welt abgehoben sind. Hier finden geistesgeschichtliche Ideen wie Toleranz, Vernunft und Weisheit eine konkrete Gestalt. Mithilfe von formalen und ikonografischen Verweisen und Anspielungen entstand als erlebbarer Sinnzusammenhang eine vordergründig unsichtbare, freimaurerische Ideenwelt. Der Weg durch die Gartenanlage wird für den Besucher zu einem Weg der Erkenntnis: Thematisiert wird beispielsweise der Lauf des Lebens von der Geburt zum Tode oder die Entwicklung des Menschen innerhalb der Zivilisation.

Nach freimaurerischer Interpretation verweist so beispielsweise das erst im letzten Jahr nach der vorbildlichen Restaurierung wieder für die Öffentlichkeit zugängliche kleine Lustschlösschen – das so genannte Badhaus – auf den Lebensweg des Menschen, auf eine mögliche Überwindung des Irdischen durch Vervollkommnung, auf rituelle Wiedergeburt und auf ein verändertes Leben im Sinne der freimaurerischen Weltanschauung. Danach entsprechen die Stationen des Weges durch die Anlage von der Allee auf der Westseite des Apollotempels bis hin zum viel besuchten

Perspektiv mit dem illusionären Landschaftsblick in die Ferne genau einem Weg durch die Grottenanlage des Baudard de Sainte-James in Neuilly bei Paris aus der Zeit um 1780, die nachweislich für freimaurerische Zeremonien benutzt wurde.

Mittelpunkt der Gesellschaft in der Kurpfalz war natürlich der Kurfürst Carl Theodor (1724–1799; Kurfürst ab 1742). Auch wenn sich für ihn selbst bisher kein direkter Nachweis über die Mitgliedschaft in einer Loge erbringen lässt, war er von Personen umgeben, die aktive Freimaurer waren. Eine zentrale Figur dabei war sicherlich der Jesuitenpater Seedorf, sein Erzieher und Vertrauter, der schon um 1745 in einer Mannheimer Loge geführt wird. Auch der gleichaltrige Schwager Carl Theodors, Pfalzgraf Friedrich Michael von Zweibrücken (1724–1767) war Protektor und Großmeister einer Mannheimer Freimaurerloge. Bis zu seinem Tod in Schwetzingen hatte Friedrich Michael ein Appartement im zweiten Obergeschoss des Schlosses. Es ist also wahrscheinlich, dass es auch am Mannheimer Hof Carl Theodors eine informelle Hofloge gab, wie dies für zahlreiche Höfe am Ausgang des 18. Jahrhunderts belegt ist, deren Herrscher sich nicht öffentlich zur Freimaurerei bekennen wollten.

Die intensive Beschäftigung mit dem Gesamtkomplex Schwetzingen hat nicht nur unser Denkmalwissen erhöht, sondern auch eine Präzisierung des in der Tentativliste von 1998 vorgeschlagenen Antragstitels „Schloss und Schlossgarten Schwetzingen“ zur Folge gehabt. Mit dem neuen Titel „Schwetzingen: Die kurfürstliche Sommerresidenz – Gartenkunstwerk und freimaurerische Ideen“ wird der herausragenden Stellung Schwetzingens als Beispiel einer Sommerresidenz des 18. Jahrhunderts ebenso Rechnung getragen wie dem einmaligen Gesamtkunstwerk aus Stadt, Schloss und Garten sowie den jüngsten Entdeckungen freimaurerischer Symbolik.

Prof. Dr. Michael Goer
Landeskonservator
Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege

Grüne Kulturdenkmale – Andeutungen über Gartendenkmalpflege

„Rasen, Rosen und Rabatten. Historische Gärten und Parks“ war das Schwerpunktthema am Tag des offenen Denkmals 2006. Im Rahmen der landesweiten Eröffnungsveranstaltung am 9. September 2006 auf Schloss Sigmaringen (siehe auch Heft 4/2006) wurden zwei Fachvorträge gehalten. Der erste, im Folgenden abgedruckte, beschäftigte sich allgemein mit historischen Gärten und Grünanlagen als Aufgabe der Denkmalpflege. Er skizziert zunächst die Vielfalt grüner Kulturdenkmale in Baden-Württemberg. Daran schließen sich grundsätzliche Überlegungen zur Denkmaleigenschaft und zum konservatorischen Umgang mit Gartendenkmalen an, die durch drei Fallbeispiele illustriert werden. Der zweite Vortrag mit dem Titel „Pflanzen als Geschichtszeugen in historischen Gärten und Parks“ wird im nächsten Heft veröffentlicht werden.

Volkmar Eidloth

Gärten als Attraktionen

Dem Italienfeldzug König Karls VIII. von Frankreich 1494/95 war politisch kein dauerhafter Erfolg beschieden. Nachhaltig war dagegen der Eindruck, den die Gärten Neapels beim König hinterließen. In einem Brief an den Herzog von Bourbon schwärmt er: „Übrigens können Sie nicht glauben, welch schöne Gärten ich in dieser Stadt habe; denn, auf mein Wort, es scheint, dass nur Adam und Eva fehlen, um daraus ein irdisches Paradies zu machen, so schön sind sie und voll von allen guten und seltsamen Dingen.“ Unter den 22 Künstlern, die Karl VIII. in seinem Gefolge aus Italien mit zurück nach Frankreich nahm, befand sich deshalb auch ein neapolitanischer Gärtner. Gärten waren schon immer Attraktionen. Eine Gartenanlage, die „Hängenden Gärten“ von Nebukadnezar II. in Babylon, zählte zu den sieben

Weltwundern der Antike, einem – wenn man so will – frühen und überschaubaren Vorläufer der UNESCO-Welterbeliste. Der Besuch berühmter historischer Gärten gehörte auch zum Standardprogramm der *grand tour*, jener Bildungsreise, die die besser gestellte Jugend Europas im 17. und 18. Jahrhundert vornehmlich nach Italien führte. Highlights wie der Garten des Vicino Orsini in Bomarzo waren schon im 16. Jahrhundert derart überlaufen, dass der Besitzer enerviert klagte: „Hier treffen verschiedene Arten von Leuten ein, die darüber hinaus, dass sie mit Essen versorgt sein wollen, von mir fordern, dass ich ihnen morgens wie abends meine Aufwartung mache.“

Was aber ist es, das historischen Gärten zu ihrer Attraktivität verhilft – gestern wie heute? Nicht zuletzt ist es wohl der Umstand, dass Gärten verschiedenartigste menschliche Sinne ansprechen



1 Kreisparterre im Schwetzingener Schlossgarten, 2006.



2 Wasserspiele im
Mittleren Schlossgarten
in Stuttgart, 2006.

und individuell wiederum ganz unterschiedliche Empfindungen auslösen. Sie begeistern mit ihrem Farbenspiel und beeindrucken mit dem Erfindungsreichtum ihrer Formen und Gestaltungen. „Rasen, Rosen und Rabatten“ – auch das Motto des diesjährigen Tags des offenen Denkmals bedient sich – so jedenfalls mein Eindruck – vornehmlich dieses sinnlich-emotionalen Zugangs zu historischen Gärten. In historischen Gärten kann man sich auf vielerlei Arten von Wegen, über Brücken und Treppen bewegen und dabei den Wechsel von Licht und Schatten, Hell und Dunkel, Enge und Weite erfahren. Sie können historische Gärten riechen und hören – das Rauschen der Bäume und das Plätschern von Wasser – Wasser eines der einfallreichsten und sinnlichsten Gestaltungselemente historischer Gärten überhaupt. Historische Gärten verändern sich im Tageslauf, erzeugen am Morgen, am Mittag und am Abend ganz unterschiedliche Eindrücke und Stimmungen. Und historische Gärten lassen sich im Jahreslauf erleben, die Veränderungen ihrer Gestalt im Wechsel von Frühling, Sommer, Herbst und Winter.

Historische Gärten als Kulturdenkmale

Die gefühlsmäßige und ästhetische Begegnung mit historischen Gärten stellt ohne Zweifel auch einen denkmalpflegerischen Wert dar als zusätzliche, nicht als alternative Motivation zur Erhaltung. Denkmalkonstituierend kann sie ohnehin nicht sein. Die Denkmaleigenschaft historischer Gärten ist – wie bei jedem Kulturdenkmal – an den geschichtlichen Wert gebunden. Wie alle Kulturdenkmale sind Gartendenkmale authentische materielle Geschichtszeugnisse. Und sie als solche, als verlässlich auf ihre geschichtliche Aussage befragbare Quellen zu erhalten und an künftige Generationen weiterzugeben ist konservatorischer Auftrag.

Zu den Gartendenkmalen in Baden-Württemberg zählen zunächst selbstverständlich Gartenanlagen aller gartenkunstgeschichtlichen Epochen:

- Renaissance-Gärten wie der 1569–73 entstandene „Hängende Garten“ von Neufra zum Beispiel mit seinen mächtigen Substruktionen aus bis zu 11 Meter hohen Gewölben.
- Gartenanlagen des Barock und des Rokoko – allen voran der Schwetzingen Schlossgarten mit seinem berühmten Kreisparterre (Abb. 1), aber auch der Schlossgarten von Weikersheim beispielsweise sowie der in den 1750er-Jahren neu angelegte intime Adelmansche Garten in Hohenstadt.
- Landschaftsgärten, darunter eine ganze Reihe bemerkenswert früher Anlagen aus dem späten 18. Jahrhundert, wie zum Beispiel der so genannte Englische Wald der Thurn und Taxis'schen Sommerresidenz bei Dischingen von 1783. Ab 1790 erfolgte die Anlage des Schlossparks in Oppenweiler, an dessen Gestaltung kein Geringerer als Friedrich Ludwig von Sckell beteiligt war. Zu der großen Gruppe der Landschaftsgärten des 19. Jahrhunderts gehört dagegen beispielsweise der Park von Schloss Fachsenfeld.



3 „Lindenplatz“ in
Neuenstein am Kocher,
2006.



- Die Gönner-Anlage von 1909 und das 1908 begonnene „Paradies“ in Baden-Baden mit seiner Wasserkunst, beide von Max Laeuger, sind Beispiele für Gärten des Jugendstils und der gartenarchitektonischen Reformbewegung des frühen 20. Jahrhunderts.
 - Nicht zu vergessen die gartenkünstlerischen Leistungen aus der 2. Hälfte des letzten Jahrhunderts. Eines der prominentesten Beispiele in Baden-Württemberg ist zweifellos der anlässlich der Bundesgartenschau 1961 neu gestaltete Obere und Mittlere Schlossgarten in Stuttgart (Abb. 2).
- Der Gartendenkmalbestand in Baden-Württemberg beschränkt sich aber nicht nur auf Gartenkunstwerke von der Renaissance bis in die 1950er- und 60er-Jahre, sondern umfasst grüne Kulturdenkmale ganz unterschiedlicher historischer Form und Funktion:
- Frühere herrschaftliche Jagdreviere zum Beispiel wie die beiden hohenlohischen Jagdparks am Karlsberg bei Weikersheim und in Ludwigsruhe bei Langenburg.
 - Öffentliche kommunale Gärten des 19. und 20. Jahrhunderts, die wie der Stadtpark am Schießberg in Giengen an der Brenz beispielsweise oder die Grünanlage der „Maille“ in Esslingen nicht selten aus mittelalterlichen Schützenwiesen und Festplätzen hervorgegangen sind.
 - Eine ausgesprochene Rarität stellt der „Lindenplatz“ in Neuenstadt am Kocher dar. Seinen Mittelpunkt bildete eine 1945 durch einen Sturm zerstörte Linde, die Mitte des 19. Jahrhunderts einen Stammumfang von rund 14 Metern aufwies und deren bodennahe Äste laut Quellen schon 1392 durch 62 Pfeiler gestützt wurden (Abb. 3).
 - Friedhöfe zählen zu den Gartendenkmalen, wie beispielsweise der im Kern aus dem 16. Jahrhundert stammende Friedhof St. Johann in Aalen oder der 1804 angelegte neue jüdische Friedhof in Haigerloch (Abb. 4).
 - Und Alleen, wie die Lindenallee in Friedrichs-

ruhe nördlich von Öhringen, letzter Rest eines Lustgartens des 18. Jahrhunderts, aber auch die von Obstbäumen gesäumten barocken Chausseen im Hohenlohischen.

Kulturdenkmaleigenschaft besitzen historische Gärten und Grünanlagen in Sachgesamtheit mit baulichen Anlagen, mit denen zusammen sie eine Einheit von Denkmalwert bilden: Am auffälligsten wird das

- bei den Kreuzgärten mittelalterlicher Klosteranlagen, zu denen in der Regel auch umfangreiche Nutz- und Ziergärten gehören (Abb. 5).
- Der Pfarrer von Unterboihingen durfte zwar in einem stattlichen, barocken Pfarrhaus wohnen, war aber wie fast alle seiner Kollegen, auf die Selbstversorgung und die Einkünfte aus seinem Garten angewiesen. Ein Nutzgarten war deshalb Jahrhunderte lang fester Bestandteil ländlicher Pfarrhöfe.
- Der Bautypus Villa oder Landhaus erfordert schon von seiner Definition her eine das Gebäude umgebende Gartenanlage. Von den unzähligen Beispielen in Baden-Württemberg wären die Villa Gemmingen in Stuttgart und die Villa Franck in Murrhardt von den Architekten Schmohl und Staehelin und den Gartenarchitekten Albert Lilienfein & Sohn zu nennen.
- Seit dem 19. Jahrhundert gehören gärtnerische Außenanlagen zu vielen öffentlichen Bauaufgaben, zu Krankenhäusern zum Beispiel, insbesondere solchen im so genannten Pavillonstil (Abb. 6), oder zu Amtsgebäuden wie dem ehemaligen Gesundheitsamt in Nürtingen, 1963/64 von Max Bächer.
- Unverzichtbarer Bestandteil der Sachgesamtheit sind die Grünflächen von Denkmalen des Siedlungsbaus wie zum Beispiel der 1935/36 von Hugo Schlösser erbauten Schachenmayr-Siedlung in Salach oder der Siedlung „Im Eichbäumle“ in Karlsruhe von 1967.

Denkmalbedeutung erlangen Grünflächen und grün bestimmte Freiräume schließlich als ge-

4 Neuer jüdischer Friedhof in Haigerloch, 2004.

5 Kreuzgarten in Maulbronn, 2006.



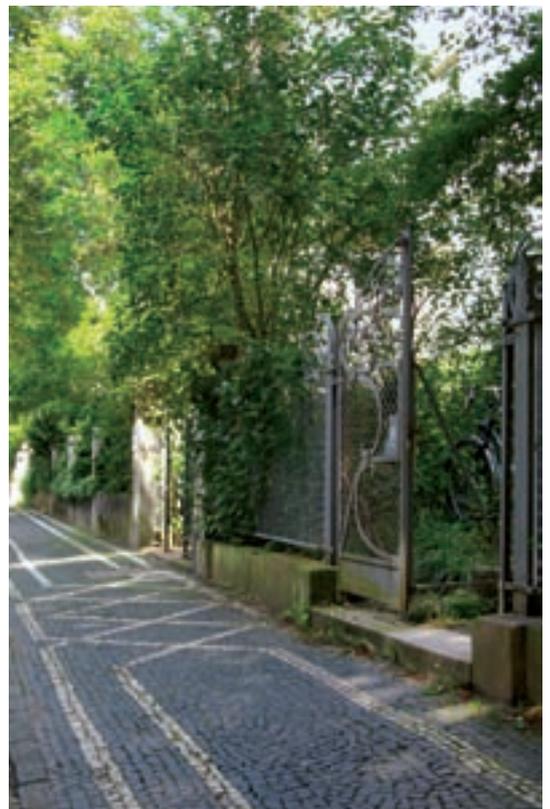


6 Heil- und Pflegeanstalt Reichenau-Festland, um 1998.

schichtlich prägender Bestandteil von Gesamtanlagen:

- Bei kleineren Landstädten sind dies vor allem die Gärten in den ehemaligen Stadtgräben wie in Niedernhall oder Wiesensteig. Die Bewohner solcher Ackerbürgerstädte verfügten zudem oft über Hausgärten auch innerhalb der Stadtmauern, wie sie zum Beispiel in Neckargemünd oder Neuenstein bis heute bestehen. Dazu kommen die suburbanen bürgerlichen Krautgärten außerhalb der Stadtbefestigungen wie in Forchtenberg oder in Kirchberg an der Jagst, wo die Topografie die Anlage kunstvoller Terrassengärten erzwang.
- Schon im 18. Jahrhundert begannen einzelne Städte wie die fürstpröbstliche Residenzstadt Ellwangen damit, Promenaden auf ihren Stadtwällen anzulegen, die im 19. Jahrhundert wie zum Beispiel in Villingen zu großen Ringparkanlagen ausgestaltet wurden.
- Stadtbildprägend können aber auch ehemalige gewerbliche Freiflächen sein, wie die für zahlreiche baden-württembergische Städte einst typischen, aber nur noch in ganz wenigen Beispielen erhaltenen Bleichwiesen (Abb. 8).
- Selbstredend geht es auch um das „Stadtgrün“ des 19. Jahrhunderts, die Alleen, Schmuckplätze und Vorgärten gründerzeitlicher Stadterweiterungen, wie wir sie beispielhaft noch in der „Wiehre“ in Freiburg (Abb. 7) oder der Heidelberger „Weststadt“ finden.
- Und wie bei den Gebäuden gibt es schließlich

auch bei historischen Städten Typen, die sich nicht zuletzt über ihre Ausstattung mit Garten- und Parkanlagen definieren. Neben ehemaligen Residenzstädten sind das im Land vor allem Badeorte und Kurstädte mit ihren Brunnenalleen, Kurparks und Kuranlagen, den Gärten von Kurhotels und Villengebieten.



7 Vorgarten in der Dreikönigstraße in Freiburg im Breisgau, 2006.

Gartendenkmale und historische Substanz

Wie bei jedem Kulturdenkmal sind auch bei historischen Gärten die geschichtliche Aussagefähigkeit und damit der Denkmalwert an die Einheit von Gestalt und Materie gebunden. Dem wird gern entgegengehalten, dass man bei Gartendenkmalen nur sehr eingeschränkt von historischer Substanz sprechen könne. In der Hauptsache bestünden sie nun einmal aus sich stetig veränderndem und vergänglichem pflanzlichem Material. Diese Einschätzung hat dazu geführt, dass bei der Beschäftigung mit Gartendenkmalen Bildquellen nach wie vor eine Rolle spielen wie bei keiner anderen Denkmalgattung.

Die Bedeutung historischer Pläne und Veduten für die Gartenkunstgeschichte wie für die Denkmalpflege ist auch gar nicht in Abrede zu stellen. In jedem Fall müssten diese aber jeweils einer sorgfältigen Quellenkritik unterzogen werden. Vornehmliche Aufgabe vieler zeitgenössischer Stiche und anderer Gartendarstellungen war es, den Glanz und Ruhm ihrer Auftraggeber zu mehren oder als Souvenirs für Gartentouristen zu dienen. Sie geben deshalb meist mehr ein Idealbild denn eine detailgetreue Ansicht wieder. Zudem handelt es sich grundsätzlich nur um eine zeitliche Momentaufnahme, möglicherweise einen Höhepunkt in der Geschichte des jeweiligen Gartens, der aber mit dem überlieferten Bestand in der Regel wenig gemeinsam hat. Dies gilt auch für die meisten Planzeichnungen, bei denen es



8 Ehemalige Bleichwiesen in Blaubeuren, 2001.

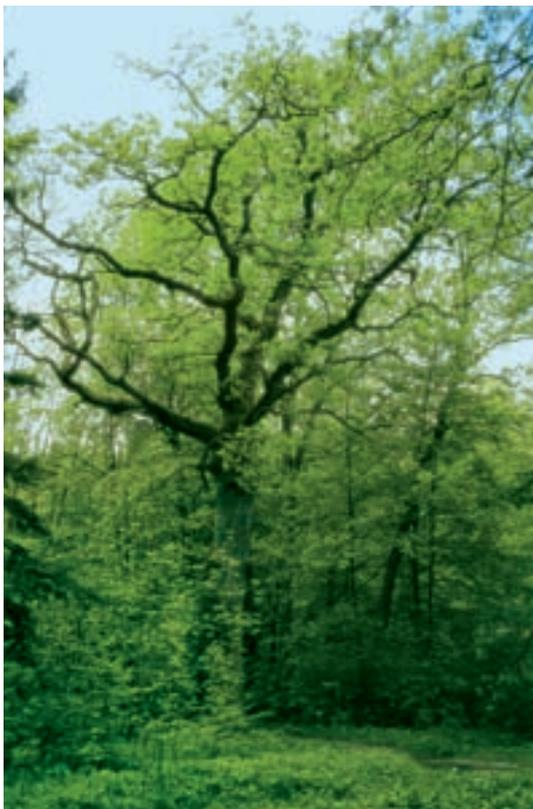
sich selten genug um echte Gartenpläne geschweige denn um tatsächlich zur Ausführung bestimmte Planungen handelt. Häufig sind diese außerdem aus ihrem archivalischen Kontext, der über Anlass, Inhalt oder Ziel der kartografischen Darstellung verlässlich Auskunft geben könnte, herausgelöst und in ihrem Quellenwert damit beschränkt.

Wie bei jedem Kulturdenkmal muss deshalb das Gartendenkmal selbst auf seine geschichtliche Aussage befragt und die daraus gewonnenen Erkenntnisse mit den Informationen aus Bild- und Schriftquellen verknüpft werden. Zu den materiellen Geschichtsspuren in historischen Gärten gehören aber nicht nur das Geländere relief, das Wegenetz, ihre räumliche Gliederung und ihre bauliche sowie skulpturale Ausstattung, sondern auch gartenarchäologische Funde und Befunde. Vor allem aber gilt es, auch den Pflanzenbestand als möglichen Träger geschichtlicher Aussage in die wissenschaftliche Analyse und in die konservatorische Fürsorge einzubeziehen.

Oft genug ist die überlieferte pflanzliche Substanz die einzige sichere Quelle für die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte eines historischen Gartens. So belegen die mächtigen alten Eichen im „Englischen Wald“ bei Dischingen eindeutig die Entstehung dieses Parks aus einem ehemaligen Hudewald, einem durch die intensive Waldweide lichten Eichen-Buchen-Mischwald mit breitkronigen Eichen-Mastbäumen, der sich für die Anlage eines Landschaftsgartens nach englischem Vorbild geradezu angeboten haben muss (Abb. 9).

Historische Pflanzen, vor allem Gehölze und ihre Schnittspuren, sind wichtige Sachdokumente für gartenbauliche Techniken und geben verlässliche Hinweise auf historische Gestaltungen (Abb. 10). Es gibt zum Beispiel Untersuchungen, die zeigen, dass die im durchgehenden Schnitthorizont der erhaltenen Bäume dokumentierte, einstige Form historischer Alleen die bildliche Darstellung in Ve-

9 Ehemaliger Eichen-Mastbaum im „Englischen Wald“ bei Dischingen, 1994.





10 Kastanienallee mit altem Schnitthorizont im „Englischen Wald“ bei Dischingen, 1994.

duten widerlegt. Aspekte der Bildkomposition konnten für die Zeichner und Maler nun einmal Vorrang vor der exakten Wiedergabe der räumlichen Verhältnisse haben.

Als „Zeigerpflanzen alter Gartenkultur“ sind zum Beispiel auch viele Frühjahrsblüher in Landschaftsgärten wertvolle Geschichtszeugnisse. So weist nicht nur der kaum noch erkennbare doppelte Spiralweg auf einen unscheinbaren Hügel im „Englischen Wald“ diesen als ehemaligen, von einem Monopteros bekrönten „Schneckenberg“ aus. Auch sein Bewuchs mit *Omphalodes verna*, dem so genannten Gedenkemein oder Frühjahrs-Nabelnüsschen, einer nicht einheimischen Kulturpflanze, bestätigt seinen gartenkünstlerischen Ursprung (Abb. 11 und 12). Das Thema des Geschichtswertes historischer Pflanzen wird in einem Artikel von Franz Höchtl in der nächsten Ausgabe des Nachrichtenblattes der Landesdenkmalpflege weiter vertieft werden. Dieser Beitrag soll im Folgenden anhand von drei Fallbeispielen der Frage nachgehen, welche Konsequenzen für die praktische Denkmalpflege sich daraus ergeben.

Gartendenkmalpflege in der Praxis

Eine grundsätzliche Schlussfolgerung für die Praxis ist zunächst die, dass – wie bei jedem Kulturdenkmal – Maßnahmen an Gartendenkmalen von geschichtlich begründeten und wissenschaftlich fundierten Untersuchungen, Analysen und Dokumentationen vorbereitet und begleitet werden müssen. Wie bei jedem Kulturdenkmal können Schutz und Pflege von Gartendenkmalen nur in dem Ausmaß erfolgreich sein, in dem sie bei allen Beteiligten von der Kenntnis über das Denkmal, d.h. eben auch über den historischen Pflanzenbestand, getragen werden. Damit soll nicht für jedes Gartendenkmal ein umfassendes so genanntes Parkpflegewerk gefordert werden. Art und Umfang von gartendenkmalpflegerischen Dokumentationen sind immer von der individuellen Situation, vom Denkmal selbst und von den möglichen Eingriffen in den Denkmalbestand abhängig.

Bereits für die Entscheidung über den Untersuchungs- und Dokumentationsaufwand, mehr aber noch für die Überprüfung und Bewertung der Ergebnisse und vor allem für die Entwicklung eines konservatorischen Konzeptes sind besondere Fachkenntnisse erforderlich, bedarf es auf dem Gebiet der Gartendenkmalpflege qualifizierter und erfahrener Fachleute, wie sie die Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland in einem Positionspapier 1993 für alle Landesdenkmalämter anmahnte. Baden-Württemberg gehört zu den wenigen Bundesländern, die in der Landesdenkmalpflege kein entsprechendes Fachpersonal beschäftigen. Erhebliche Defizite schon bei der Erfassung, besonders aber beim Umgang mit dem reichen Bestand an Gartendenkmalen insbesondere auch im kommunalen und privaten Eigentum sind die



11 „Schneckenberg“ im „Englischen Wald“ bei Dischingen, 1993.

Folge dieses – mit den Worten des bayerischen Baudenkmalpflegers Manfred Mosel – „*erzwungenen Dilettierens*“ der praktischen amtlichen Denkmalpflege auf diesem Fachgebiet.

Dabei hat gerade das Land Baden-Württemberg mit Schwetzingen Gartendenkmalpflege-Geschichte geschrieben. Im Europäischen Denkmalschutzjahr 1975 richtete das damalige Landesdenkmalamt in Schwetzingen ein internationales Symposium zu historischen Gärten und Anlagen aus. Diese Veranstaltung war nach Dieter Hennebo „die erste ausschließlich gartendenkmalpflegerischen Problemen gewidmete Fachtagung in Deutschland“ und gehörte „zu den Ereignissen, die einen ... Einstellungswandel hinsichtlich der historischen Gärten und Anlagen markieren und ihm zugleich wesentliche Impulse gegeben haben.“ Als Fazit des Symposiums verabschiedeten die Teilnehmer die „Resolution von Schwetzingen“ – sechs Jahre vor der „die Erhaltung historischer Gärten betreffenden“ internationalen Charta von Florenz von ICOMOS-IFLA. Und schließlich müssen in diesem Zusammenhang die gartendenkmal-



pflegerischen Bemühungen um den Schwetzingener Schlossgarten selbst genannt werden, auf die sich nicht zuletzt auch die Zuversicht auf eine erfolgreiche Aufnahme Schwetzingens in die UNESCO-Liste des Weltkulturerbes stützt.

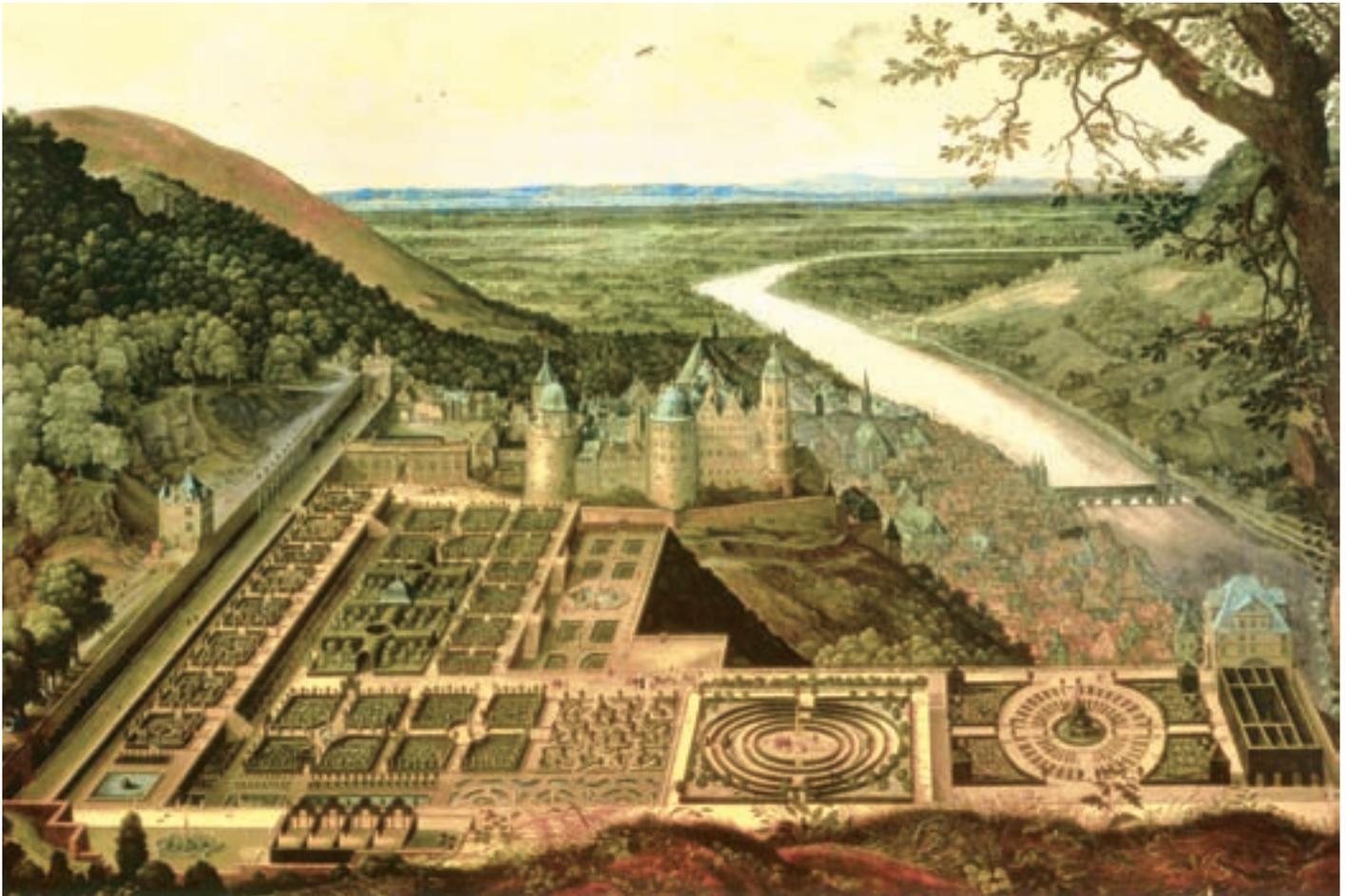
Bereits 1910 auf dem Tag für Denkmalpflege in Danzig war es der württembergische Landeskonservator Eugen Gradmann, der als Referent vehement für die Anerkennung des Gartens als Denkmal eintrat. „Manche von unseren nationalen Denkmälern, wie das Heidelberger Schloss, sind Gesamtkunstwerke der Baukunst und der Gartenkunst oder der Natur und der Menschenhand. Ein ungeschickter Eingriff in die Vegetation kann den ganzen Zauber vernichten“, begann Gradmann seinen programmatischen, mit „lebhaftem Beifall“ aufgenommenen Vortrag. Das leitet über zum ersten Fallbeispiel:

Der Heidelberger Schlossgarten

Der ab 1614 von Salomon de Caus angelegte „Hortus Palatinus“ war einer der schönsten und berühmtesten Renaissance-Gärten in Deutschland (Abb. 13). Er war eine Attraktion und galt den Zeitgenossen als achttes Weltwunder. Die Krönung Kurfürst Friedrichs V. zum König von Böhmen 1619 in Prag verhinderte allerdings die Fertigstellung der Anlage. Nach aktuellem Forschungsstand (Abb. 14) sind nur die im Plan blau oder violett gekennzeichneten Bereiche sicher bzw. mit hoher Wahrscheinlichkeit realisiert worden; alle übrigen Teile wurden vermutlich, zum Teil mit Sicherheit nicht ausgeführt. Das, was entstanden war, wurde bereits 70 Jahre später im so genannten Orléans'schen Krieg größtenteils zerstört. Mit der Verlegung der kurfürstlichen Hofhaltung nach Mannheim und Schwetzingen 1720 erlosch das Interesse an den in barocken Formen gerade erst wieder hergestellten Heidelberger Anlagen bald ganz. Im Schlossgarten entstanden von Obstbäumen gefasste Gemüsebeete und eine Baumschule, die der Aufzucht von Bäumen für den Schwetzingener Park diente. Von 1804 bis 1808 wurde der Heidelberger Garten schließlich nach Entwürfen von Friedrich Ludwig von Sckell und Johann Michael Zeyher zu einem Landschaftsgarten umgestaltet und anschließend für die Bevölkerung freigegeben. Es beginnt eine in der Geschichte des „Hortus Palatinus“ gern übersehene, wichtige Phase der intensiven Aneignung des ehemaligen Schlossgartens durch die Heidelberger Bürger- und Studentenschaft und seines funktionalen Wandels zum öffentlichen Stadt- und Vergnügungspark. Diese endete erst 1971 mit dem Abbruch des beliebten „Schlosspark-Casinos“ auf der Hauptterrasse.

Was vom „Hortus Palatinus“ des Salomon de Caus auf uns gekommen ist, zeigt der Analyseplan (Abb. 16). Es sind allein die blau und violett dargestellten Strukturen und Elemente, wobei es sich bei Letzteren vielfach bereits um ältere Rekonstruktionen und Kopien handelt. Es sind vor allem die mächtigen Stützmauern, Substruktionen und die räumliche Grunddisposition des Terrassengartens (Abb. 15) sowie vereinzelte bauliche Ausstattungsteile wie die „Große Grotte“ mit ihrem Portal, die aus Stufenresten rekonstruierte „Ovale Treppe“ zu den Kabinetten zum Beispiel, oder die Wasserbecken mit der durch eine Kopie ersetzten Figur des Flussgottes Rhein. Erhalten haben sich aber auch Teile der landschaftsgärtnerischen Umgestaltung im 19. Jahrhundert, so unter anderem die Geländemodulation, das Wegenetz und die Gehölzbepflanzung im Bereich der früheren „Irrgartenterrasse“.

12 *Omphalodes verna*
am „Schneckenberg“
im „Englischen Wald“
bei Dischingen, 1994.



13 Ansicht des „Hortus Palatinus“ in Heidelberg, J. Fouquières um 1619.

Die konservatorische Zielstellung, die sich aus dem vorgefundenen Bestand des Heidelberger Schlossgartens ergibt, ist eindeutig. Ein Instandsetzungs- und Pflegekonzept muss von der historischen Vielschichtigkeit der Anlage und deren fragmentarischer Überlieferung ausgehen und darauf aufbauen. Das bedeutet, dass die vorhandenen historischen Strukturen und Elemente aller Gestaltungsphasen und Zustände der Gartenanlage

zu erhalten, gleichrangig zu behandeln und angemessen in eine so weit erforderliche Neugestaltung zu integrieren sind. „Die biografischen Schichten des Denkmals“, ich zitiere Georg Mörsch, sind „keine Auswählung der Geschichte..., in der wir kraft einer abschließenden Deutungshoheit uns aussuchen können, was uns passt, sondern (stellen) ein oft fremdartiges Konvolut (dar), in dem noch viele lesen und staunen sollen.“



14 Plan der realisierten Strukturen des „Hortus alatinus“ von Salomon de Caus (blau = mit Sicherheit gebaut, violett = mit hoher Wahrscheinlichkeit gebaut, grün = mit hoher Wahrscheinlichkeit nicht gebaut, gelb = mit Sicherheit nicht gebaut).

Bei der neuen Gestaltung könnten in Teilbereichen historische Informationen aufgegriffen und Raumstrukturen nachgezeichnet werden. Eine Rekonstruktion des „Hortus Palatinus“ nach dem Stichwerk Salomon de Caus von 1620 ist jedoch ausgeschlossen. Sie reduzierte die beinahe 400-jährige Biografie des Heidelberger Schlossgartens auf die gerade einmal fünf Jahre seiner frühen Kindheit. Den „Hortus Palatinus“ nicht zu rekonstruieren ist keine Frage der Qualität der zur Verfügung stehenden Quellen und darf auch keine Frage der Herstellungs- oder Unterhaltungskosten sein. Es ist eine Frage der Glaubwürdigkeit der Denkmalpflege. Denn jede Rekonstruktion – auch an historischen Gärten, – ob von Denkmalpflegern begleitet, toleriert oder ignoriert –, untergräbt den Denkmalbegriff als einem authentischen materiellen Geschichtszeugnis und hintergeht jedes denkmalpflegerische Bemühen, um den substanzialen Erhalt der in ihrer Existenz endlichen und unwiederholbaren Kulturdenkmale.

Die Königsallee in Ludwigsburg

Fallbeispiel 2: Ab 1709 unter Herzog Eberhard Ludwig planmäßig angelegt, stellt Ludwigsburg die einzige barocke Stadtgründung Alt-Württembergs dar. Wichtiger Bestandteil der barocken Planstadt und der Residenzlandschaft, von den württembergischen Herzögen im 18. Jahrhundert um Ludwigsburg gestaltetet, ist ein ab den 1740er-Jahren entwickeltes System formal und funktional unterschiedlicher Alleen, das weit über die Stadtgrenzen hinausreichte (Abb. 17). Die von der Gartenfassade des Neuen Corps de Logis nach Süden führende Königsallee bildete das Rückgrat dieses Alleensystems. Ursprünglich als Symmetrieachse der Stadtanlage gedacht,



15 Heidelberg Schlossgarten, 2005.

wurde mit ihrer Gestaltung wohl schon 1709/10 begonnen. Die Bepflanzung der dem herrschaftlichen Gebrauch vorbehaltenen Promenadenallee bestand aus Linden, die in einem Abstand von rund 14 auf 6,5 Metern gesetzt und deren Kronen entsprechend dem Typus einer offenen Allee regelmäßig aufgeschnitten waren.

Anlass für die in den Jahren 2000 bis 2004 erfolgte Sanierung war der schlechte Gesamtzustand der Königsallee (Abb. 18). Durch Überalterung, Beeinträchtigungen der Baumstandorte, schädliche Umwelteinflüsse und mangelnde Pflege war der Baumbestand der Allee stark in Mitleidenschaft gezogen und teilweise bereits abgängig. So mussten noch im Winter 1998/99 wegen akuter Gefährdung der Verkehrssicherheit 21 Bäume gefällt werden. Ein mit einem Sanierungsgutachten beauftragter Gartenarchitekt empfahl die vollständige Rodung und Neupflanzung. Diesem Vorschlag wollten weder der Naturschutz noch die Denkmalpflege folgen. Begleitet vom damaligen Landesdenkmalamt erstellte die Stadt Ludwigsburg eine umfassende



16 Plan der erhaltenen Strukturen des „Hortus palatinus“ von Salomon de Caus (blau = erhalten, violett = rekonstruiert, gelb = nicht erhalten).

17 Vogelschaubild der Stadt Ludwigsburg, W. v. Breitschwert 1868.



und sorgfältige gartendenkmalpflegerische Bestandserfassung, -dokumentation und -analyse. Das daraus entwickelte konservatorische Konzept gab bewusst der Bewahrung des überkommenen Geschichtsbestandes den Vorrang vor einer auf vordergründige ästhetische Wirkung abzielenden Erneuerung eines vermeintlich einheitlichen Idealzustandes, gab der Substanz Vorrang vor der Form (Abb. 19). Fällungen blieben deshalb auf das Unausweichliche beschränkt und auch Bäume geringeren Alters und mit weniger ansprechendem Habitus erhalten. Größere Lücken wurden in den historischen Baumabständen nachgepflanzt und dabei wechselnde Baumalter in Kauf genommen. Kleinere Lücken blieben einfach bestehen; sie sollen erst, wenn weitere Bäume abgängig werden und eine Nachpflanzung Erfolg verspricht, im alten Pflanzraster ergänzt werden (Abb. 20).

Über die einmalige Instandsetzung hinaus ging es bei der Sanierung der Königsallee in Ludwigsburg grundsätzlich auch darum, an das wieder anzuknüpfen, was das Denkmal überhaupt erst in unsere Zeit gebracht hat, an zumindest über einen längeren Zeitraum offenkundig regelmäßige gärtnerische Instandhaltungs- und Erneuerungs-

arbeiten, Reparaturen und vor allem beständige Pflege. Gartendenkmalpflege wird damit als Prozess verstanden, den es anzustoßen und dauerhaft in Gang zu halten gilt, so wie fachgerechte kontinuierliche Vorsorge vielleicht die schonendere und günstigere Form von Denkmalpflege überhaupt ist, wenn auch die weniger spektakuläre.

Der „Sophienberg“ bei Kirchberg an der Jagst

Der „Sophienberg“ bei Kirchberg an der Jagst soll als letztes Beispiel dienen. Bei dem markanten Bergkegel handelt es sich geomorphologisch um einen so genannten Umlaufberg (Abb. 21). Im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts nutzte Fürst Christian Friedrich Carl von Hohenlohe-Kirchberg die pittoreske landschaftliche Situation zur Anlage eines Landschaftsgartens. Ein Gedenkstein mit der Inschrift „Und es ward Garten 1783“ zeigt den Beginn der Arbeiten an; 1796 waren die Maßnahmen im Wesentlichen beendet.

Die gärtnerische Gestaltung konzentrierte sich dabei auf die plateauartige Bergspitze, die mit einem feinmaschigen Wegenetz ausgestattet und

18 Königsallee in Ludwigsburg vor der Sanierung, 1998.





19 Königsallee in Ludwigsburg, 2006.

mit einem doppelten Ring aus Säulenpappeln bepflanzt wurde (Abb. 22). Am Rand dieses Plateaus sind auch die zahlreichen Gartenarchitekturen und Staffagebauten der von Beginn an für die Öffentlichkeit zugänglichen Anlage versammelt. Dazu gehörten unter anderem das erhaltene „Belvedere mit dem Rindenhäuschen“ (Abb. 23), das inzwischen ruinöse Teehaus der „Christiansruhe“, ein Gebäude namens „Chauxmière“, das abgegangen ist, sowie ein Säulenschaft, der seit einigen Jahren in der Werkstatt eines Steinmetz in Crailsheim steht.

Nahezu vollständig erhalten hat sich das aus hangparallelen und diagonal sich kreuzenden Wegen bestehende und mit steinernen Bänken bereicherte Wegenetz des Gartens vor allem an dessen Südwesthang. Nur einige wenige Verbindungen sind verloren oder nicht mehr begehbar. Ein geschichtlich bedeutsames und besonders prägendes Element des „Sophienbergs“ sind die mächtigen, senkrecht zum Hang verlaufenden Steinriegel, die vom Wegesystem immer wieder durchschnitten werden. Sie stammen noch aus der Zeit vor der Anlage des Landschaftsgartens und dokumentieren die weinbauliche Nutzung der Bergflanken im 17. Jahrhundert.

Ungehinderte Sukzessionsprozesse infolge anhaltender Vernachlässigung haben die gartenkünstlerische Gestaltung inzwischen weitgehend zunichtegemacht. Der Garten ist zum Wald geworden und das Gartendenkmal in seinem Fortbestand zunehmend gefährdet. Alle bisherigen Bemühungen um eine Sanierung scheiterten am Widerstand des Naturschutzes und an den zu erwartenden Kosten, gingen aber auch weit über das gartendenkmalpflegerisch gebotene Maß hinaus. In Zusammenarbeit mit dem Institut für Landschaftspflege der Universität Freiburg wurde von der Denkmalpflege deshalb jüngst ein neues Konzept zur Erhaltung und denkmalgerechten Entwicklung des „Sophienbergs“ erarbeitet.

Kerngedanke dieser Überlegungen ist es, das Gartendenkmal in seiner überkommenen Form grundsätzlich zu akzeptieren und nicht irgendeinen vermuteten oder auch belegbaren historischen Zustand des Gartens ganz oder in Teilen wiederherzustellen. Die erforderlichen Instandsetzungs- und künftigen Pflegemaßnahmen sollen hinsichtlich ihrer Intensität und Zielsetzung zoniert werden. So ist im Bereich des Plateaus neben der substanziellen Sicherung eine vorsichtige Verbesserung und gestalterische Aufwertung des



20 Nachpflanzungen in der Königsallee in Ludwigsburg, 2006.

21 „Sophienberg“ bei Kirchberg an der Jagst, 2006.



unmittelbaren Umfeldes der erhalten Bauten und Architekturreste vorgesehen. Am Südwesthang sollen die Wege auf möglichst einfache Art wieder begehbar gemacht, der Waldbestand aufgelichtet und die Sukzession so gelenkt werden, dass an Wegenetz und Steinriegeln keine weiteren Schäden entstehen. Am Ost- und insbesondere am steilen Nordhang sind dagegen bewusst keine Maßnahmen geplant. Verstürzte Treppenwege sollen in diesem Zustand einfach belassen, der ruinöse Charakter des Gartens hingenommen, dem weiteren Verfall und der freien Naturentwicklung preisgegeben werden (Abb. 24).

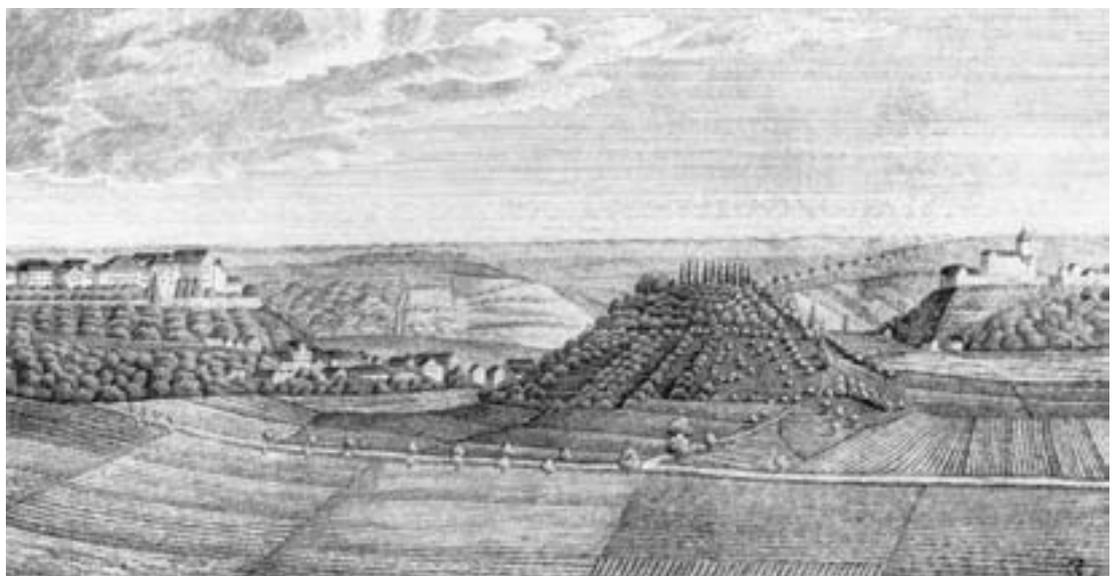
„Formwandel und Absterben sind“, wie Erika Schmidt es ausdrückt, „keine Betriebsunfälle, sondern Wesensmerkmale des Gartens.“ Das Wirken der Zeit an ihnen ablesen zu können gehört deshalb gerade auch bei Gartendenkmälern zu den denkmalkonstituierenden Eigenschaften. Altersspuren nicht ohne Not zu tilgen sollte deshalb gerade auch bei Gartendenkmälern eine konservatorische Selbstverständlichkeit sein. Sind es doch nicht zuletzt die Zeichen des Alters, der Hin-

fälligkeit und der Vergänglichkeit, die zusätzlich zum wissenschaftlich-akademischen einen sinnlich-emotionalen Zugang eben nicht nur zur Ästhetik, sondern auch zur Geschichtlichkeit des Denkmals eröffnen. „Jedes Kind weiß einen alten Baum von einem jungen zu unterscheiden“, wie Brigitt Sigel zutreffend feststellt. Ist der Pflege-rückstand aber erst einmal zu groß geworden, gilt es einzusehen, dass auch gartendenkmalpflegerischen Erhaltungsmöglichkeiten Grenzen gesetzt sind, und zu akzeptieren, dass die materiellen Geschichtsspuren im Garten einen anderen Aggregatzustand annehmen können.

Nachwort

Der Untertitel dieses Beitrags variiert Fürst Herrmann von Pückler-Muskau „Andeutungen über Landschaftsgärtnerei“. Dieses Buch ist 1834 bei der erst drei Jahre zuvor gegründeten Hallberger'schen Verlagsbuchhandlung in Stuttgart erschienen. Dort abgebildete Gestaltungsideale lassen sich auch im Schlosspark von Krauchenwies finden, der Ziel einer der Exkursionen im Rahmen

22 Ansicht des „Sophienbergs“ bei Kirchberg an der Jagst, A. Wolff um 1835.



der landesweiten Eröffnungsveranstaltung zum Tag des offenen Denkmals 2006 war. Mit einem geringfügig abgewandelten Zitat aus Pückler-Muskau's Einleitung sollen diese Ausführungen deshalb enden:

„Weit entfernt mir anzumassen selbst über diesen Gegenstand etwas Erschöpfendes lehren zu wollen, hat mich doch ... die sorgfältige Anschauung vortrefflicher Vorbilder, verbunden mit einer leidenschaftlichen Liebe zur Sache und dem Studium der besten Werke über die (Gartendenkmalpflege) in ihrem weitesten Sinne, wie ich glaube, befähigt, hier einige nützliche Winke zu geben, ja sogar einige heilsame Regeln aufzustellen, die dem Manne vom Fach der Beachtung nicht ganz unwürdig scheinen, und manchem Dilettanten ... erwünscht seyn möchten ... Vieles wird man, wenn auch nicht allbekannt, doch auch nicht eben neu finden, und mancher Gedanke mag vor mir schon besser ausgesprochen worden seyn.“

Literatur

Brandenburgisches Landesamt für Denkmalpflege und Archäologisches Landesmuseum (Hrsg.), Anforderungen an eine Dokumentation in der Gartendenkmalpflege, Arbeitsmaterialien zur Gartendenkmalpflege in Brandenburg 2, Petersberg 2005.

Eugen Gradmann, Über Gartenkunst und Denkmalpflege, in: Elfter Tag für Gartendenkmalpflege. Danzig 29. und 30. September 1910. Stenografischer Bericht, Berlin o. J., S. 149–166.

Dieter Hennebo (Hrsg.), Gartendenkmalpflege. Grundlagen der Erhaltung historischer Gärten und Grünanlagen, Stuttgart 1985.

Erik A. de Jong, Erika Schmidt und Brigitt Sigel (Hrsg.), Der Garten – ein Ort des Wandels. Perspektiven für die Gartendenkmalpflege, Veröffentlichungen des Instituts für Gartendenkmalpflege an der ETH Zürich 26, Zürich 2006.

Ingo Kowarik, Erika Schmidt und Brigitt Sigel (Hrsg.), Naturschutz und Gartendenkmalpflege. Wege zu einem Dialog im Garten, Veröffentlichungen des Instituts für Gartendenkmalpflege an der ETH Zürich 18, Zürich 1998.

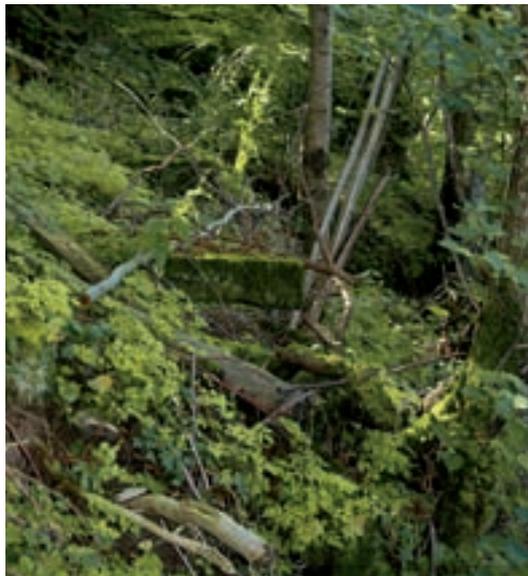
Landesdenkmalamt Baden-Württemberg (Hrsg.), Historische Gärten und Anlagen als Aufgabengebiet der Gartendenkmalpflege, Forschungen und Berichte der Bau- und Kunstdenkmalpflege in Baden-Württemberg 6, Tübingen 1978.

Georg Mörsch, Gartendenkmalpflege – Grenzen der Vermittlung, Vortrag zur Jahrestagung der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland am 7. Juni 2006 in Saarbrücken (unveröffentlichtes Manuskript).

Manfred Mosel, Zwischen Herrenhausen und Stuttgart, in: Garten und Landschaft 86 (1976), S. 112–114.



23 Belvedere mit Rindenhäuschen auf dem „Sophienberg“ bei Kirchberg an der Jagst, 2006.



24 Treppenweg am Nordhang des „Sophienbergs“ bei Kirchberg an der Jagst, 2006.

Michael Rohde und Rainer Schomann (Hrsg.), Historische Gärten heute. Zum 80. Geburtstag von Professor Dr. Dieter Hennebo, Leipzig 2003.

Erika Schmidt, Erhaltung historischer Pflanzenbestände. Möglichkeiten und Grenzen, in: Die Gartenkunst 9 (1997), S. 270–273.

Rainer Schomann, Barocke Gärten. Gartendenkmalpflegerischer Umgang mit zerstörten Bereichen, Gartendenkmalpflege in Niedersachsen, Hannover 1998.

Brigitt Sigel, „Alles Erhaltene wird zum redenden Zeugnis“. Das Gartendenkmal mit der Elle des Baudenkmalpflegers gemessen, in: Die Gartenkunst 5 (1993), S. 273–282.

Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland, Landesdenkmalamt Berlin (Hrsg.), Alleen – Gegenstand der Gartendenkmalpflege. Möglichkeiten ihres Schutzes, ihrer Erhaltung und Erneuerung, Berichte zu Forschung und Praxis der Gartendenkmalpflege in Deutschland 8, Berlin 2000.

Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland, Landesdenkmalamt Berlin (Hrsg.), Historische Gärten. Eine Standortbestimmung, Berichte zu Forschung und Praxis der Gartendenkmalpflege in Deutschland 11, Berlin 2003.

Diplom-Geograf
Volkmar Eidloth
Regierungspräsidium
Stuttgart
Landesamt
für Gartendenkmalpflege



Vom „Protocollum commissionale“ zum „Parkpflegewerk“ – Leitlinien zum Schutz und Erhalt des Schwetzingener Schlossgartens

Die Bemühungen um die Erhaltung und Bewahrung des Gartens der Sommerresidenz Schwetzingen als geschichtliches und kulturelles Zeugnis seiner Entstehungs- und Entwicklungszeit setzten unmittelbar nach seiner Fertigstellung in den 1790er-Jahren ein und wurden mit unterschiedlicher Intensität und Methodik von seinen Eigentümern beibehalten, zunächst von den Kurfürsten von Pfalz-Bayern, dann ab 1803 von den Großherzögen von Baden, nach 1918 vom badischen Staat und schließlich vom Land Baden-Württemberg. Gartenfachleute und Kunsthistoriker verwiesen immer wieder auf die kulturstaatliche Verpflichtung, dem Garten zur denkmalgerechten Lenkung seines naturbedingt fortlaufenden Entwicklungsprozesses eine objektspezifische, kontinuierliche und langfristige Pflege angedeihen zu lassen. Festlegungen hierzu lieferte schon sehr früh das „Protocollum commissionale“ von 1795 und letztlich das Parkpflegewerk von 1970, aktualisiert durch seine Fortschreibung aus dem Jahre 2005.

Hubert Wolfgang Wertz

Die Entstehung des Schlossgartens in seiner heutigen Gestalt und Ausdehnung geht auf das Jahr 1749 zurück, als mit der Umgestaltung und umfangreichen Erweiterung der kurpfälzischen Sommerresidenz Schwetzingen unter dem besonders die Künste und Wissenschaften fördernden Kurfürsten Carl Theodor von der Pfalz (1724–1799) begonnen wurde. Orientiert an den Gartenstilen der Régence und des Rokoko entstand zunächst ein formaler Garten mit der eindrucksvollen Komposition des Kreisparterres, der weiträumigen Alleen, der variantenreichen Boskettis und der Sondergärten mit herausragenden, der Aufklärung verpflichteten Bauwerken, Skulpturen und Wasserspielen. Ab 1777 wurde die Anlage nach den Prinzipien des englischen Landschaftsgartens erweitert. Künstliche Ruinen wurden als Akzente in landschaftlich-sentimentale Gartenstrukturen eingebracht. Junge Architekten und Gartenkünstler wie Nicolas de Pigage (1723–1796) oder Johann Ludwig Petri (1714–1794), aber auch der als Sohn des Hofgärtners Johann Wilhelm Sckell (1721–1792) im Schwetzingener Gartenwesen aufwachsende Friedrich Ludwig (1750–1823) ermöglichten die Entstehung dieses einzigartigen Gesamtkunstwerks, das heute als qualitativ hochwertiges Zeugnis europäischer Gartengeschichte anerkannt ist.

Was nach 40-jähriger Bauzeit vollendet war, schien bald in seinem Bestand gefährdet, bedarf ein Garten als Bauwerk aus vornehmlich lebendem Material, den Pflanzen, doch fortlaufend einer künstlerischen und handwerklichen Steuerung seiner Entwicklung und Maßnahmen, die einem Verfall gegensteuern. Wie die genaue Kenntnis der historischen Voraussetzungen, der Entwicklungsphasen und des gegenwärtigen Zustands des Schwetzingener Schlossgartens zeigt, hat schon sehr früh das Bemühen eingesetzt, diesen Garten durch administrative, planerische und gartenbautechnische Maßnahmen zu erhalten, eine Vorgehensweise, wie sie heute allgemein unter dem Begriff „Gartendenkmalpflege“ verstanden wird.

Sckells Erhaltungskonzept von 1795 – das „Protocollum commissionale“

Angesichts der Bedrohung der rechtsrheinischen Gebiete der Kurpfalz durch französische Revolutionstruppen zeigte sich der in München residierende Kurfürst Carl Theodor besorgt um den Fortbestand seiner ehemaligen Sommerresidenz Schwetzingen. Dies veranlasste ihn, die Hofbau- und Gartenkommission mit Reskript vom 18. Mai 1795 zu beauftragen, eine Begehung des dorti-

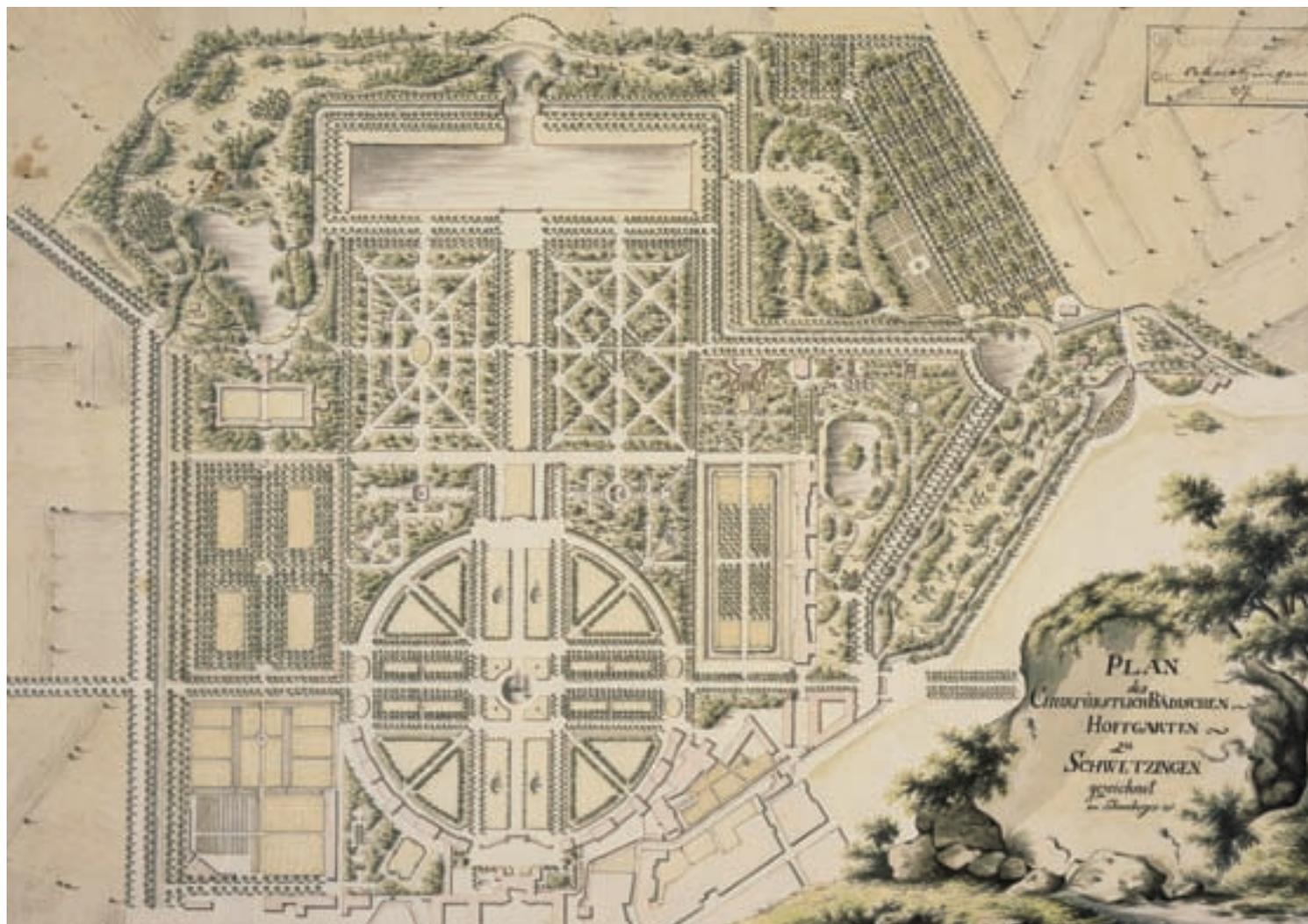
gen Gartens, der Gebäude und der Ökonomie durchzuführen mit dem Ziel, eine Zustandsbeschreibung zu erstellen und die daraus sich ergebenden Erhaltungsmaßnahmen zu entwickeln. An der vom 1. Juli bis 10. August 1795 dauernden Begehung nahmen auch Oberbau- und Gartendirektor Nicolas de Pigage und Hofgärtner Friedrich Ludwig Sckell teil. Das überwiegend von Sckell verfasste Begehungsprotokoll, das „Protocollum commissionale“, liefert eine lückenlose Bestandsaufnahme und gibt fachliche Empfehlungen zur Behandlung und Unterhaltung des Schlossgartens und seiner Bauwerke mit dem Ziel ihres langfristigen Erhalts.

Detailliert sind die Beschreibungen der einzelnen Gartenteile, seien es Lust- oder Nutzgärten, und die Festlegung ihrer künftigen Pflege, die Nennung des Inventars an Orangeriepflanzen mit Hinweisen zu deren Behandlung und möglicher Bestandsreduzierung, die Auflistung sämtlicher Baulichkeiten im Garten sowie der Glashäuser der Gärtnerei und die Beurteilung dort anstehender Reparaturen, die Inventarisierung wassertechnischer Einrichtungen und Gartengerätschaften und deren Zustandsbeschreibung sowie Angaben zum laufenden Materialbedarf. Des Weiteren wurden verkaufsrelevante Erzeugnisse aus den Baumschulen und der Gärtnerei erfasst. Exakte Auflistungen zum jahreszeitlich bedingten Bedarf an Personal und die dafür zu erwartenden Lohnkosten vermitteln die Absicht, bei aller ge-

botenen Sparsamkeit das Erscheinungsbild des Schwetzingener Gartens klar festzulegen, um es so „bis auf beßern Zeitläufften“ bewahren zu können.

Die Gliederung dieses „Protocollum commissionale“ erinnert unweigerlich an die vom bayerischen Staatsgärtendirektor Christian Bauer (1903–1978) in den 1960er-Jahren entwickelte Einrichtung von Sachbüchern zur Sicherstellung einer kontinuierlichen gartendenkmalgerechten Parkpflege, denen er den Titel „Parkpflegewerk“ gab. Dort wurden auf der Grundlage einschlägiger historischer Quellen und der Auswertung des aktuellen Zustands eines Gartens die Maßnahmen festgelegt, die über einen längeren Zeitraum durchgeführt werden müssen und deren Auswirkungen einer späteren fachlichen Beurteilung zu unterwerfen sind, die neuerliche gartendenkmalpflegerische Aktionen begründen. Bauer hoffte, dass sich dieses „Parkpflegewerk“ mit der Zeit zu einem lückenlosen Tagebuch über das Schicksal einer Gartenanlage entwickeln würde. Aber auch die in der 1981 in Florenz vom International Council of ICOMOS-IFLA verabschiedeten Charta der historischen Gärten festgeschriebene Entwicklungs- und Pflegeverpflichtung für das historische Gartenerbe findet im „Protocollum commissionale“ seinen Vorläufer. Ja man geht nicht fehl, von einem frühen „Managementplan“ zu sprechen, wie ihn heute die UNESCO zur Bewahrung von Welterbestätten fordert.

1 Schneeberger, 1806, „Plan des Churfürstlichen Badischen Hoffgartens zu Schwetzingen“, Feder, aquarelliert.



2 Mittelparterre und nordöstlicher Zirkelsektor, 1970.



3 Mittelparterre und nordöstlicher Zirkelsektor, 2004.



Sckells Ansinnen zum Fortbestand der Schwetzingener Anlagen wurde erst 23 Jahre nach der Schwetzingener Gartenbegehung öffentlich, als er in seinem Buch „Beiträge zur bildenden Gartenkunst“ empfahl, die alte symmetrische Gartenkunst, wo sie noch besteht, zu bewahren. Dies gelte insbesondere bei bedeutenden Gartenanlagen mit entsprechenden Prunkgebäuden: „Der dem Schwetzingener Schlosse vorliegende Cirkus würde mir größtenteils zum Muster einer solchen regelmäßigen Prunk-Anlage zwischen einem Palast und seinem Natur- oder Volksgarten dienen. Obschon ich nie ein Freund von Gitterwerken war, so nothwendig und unentbehrlich sie auch in den künstlichen Gärten sein möchten und so reich und passend sie die künstlichen Umgebungen des Bades im Garten zu Schwetzingen schmücken [...], so möchte ich doch dem freundlichen schönen Bogengang daselbst, der den äußeren Halbzirkel vom obigen Cirkus beschreibt [...], umso mehr das Wort reden, weil er einen im beständigen Schatten führenden anmuthigen, und ich möchte sagen, schwärmerischen Spaziergang einschließt.“

Diese Aussage fußt, wie das Protokoll zeigt, auf den von Sckell sehr differenziert vorgetragenen Ansprüchen zur Schwetzingener Gartenpflege nach 1795, wozu er gemäß Ernennungsurkunde zum Hofgärtner in der Nachfolge seines Vaters vom

25. April 1792 verpflichtet war. Danach erforderten die seiner Aufsicht anvertrauten Gärten in Schwetzingen mit den Abteilungen Lustgarten, Baum- und Pflanzschule, Orangerie sowie den „nach seiner Kunst Erfahrungheit anzugebenden und auszuführenden Neueren Gartenanlagen“ oder sonstigen Abänderungen eine „besondere Warthung und besorgniß unter seiner bewährten Kenntniss“.

Sckells Empfehlungen hinsichtlich der garten- und denkmalpflegerischen Behandlung der einzelnen Gartenteile haben bis heute nichts an Aktualität verloren. Man denke nur an die Behandlung von Alleen oder die Unterhaltung des Gitterwerks der Berceaux im Zirkel. Turnusmäßige Lichtungsschnitte an den Gehölzen in den Boskettis gelten nach wie vor als Grundvoraussetzung für den Fortbestand der die Wege und Gartenräume säumenden Hecken. Sckells besonderes Anliegen war der Erhalt der landschaftlichen Gartenteile, wo mit der Gehölzbestandspflege, der er Priorität bei der Erhaltung von Gärten einräumte, stets künstlerische Entscheidungen einhergehen müssen. Dies zu bewerkstelligen verlangt große Sorgfalt und ein geschultes Auge etwa bei der Auswahl von Zukunftsbäumen. So verwundert es auch nicht, dass Sckell mit seinem Weggang aus Schwetzingen im Jahre 1804 von seinem Nachfolger Kenntnisse von der bildenden Gartenkunst

erwartet, „damit die im Natur.: Gartengeschmack hier angelegte Parthien nicht durch Unkunde verunstaltet, sondern in ihren Urformen und als Bilder der schönen Natur, erhalten werden.“

Einfluss botanischer Interessen

Nachfolger Sckells in Schwetzingen war der Hofgärtner und spätere Gartendirektor Johann Michael Zeyher (1770–1843). Im Auftrag seines Landesfürsten, des Großherzogs Carl Friedrich von Baden (1728–1811), pflanzte er anstelle der schon 1778 aufgegebenen Menagerie ein Arboretum an, das auch dem in Schwetzingen kurzzeitig eingerichteten Drais'schen Forstinstitut als forstbotanischer Sichtungsgarten diente.

Dieses Arboretum, die Gärtnerei und die Orangerie bildeten die Basis für Zeyhers ausgeprägte Neigung zu botanisch-dendrologischer Betätigung, was sich auf seine Betrachtungsweise des ihm zur Betreuung übertragenen Gartenkunstwerks auswirken sollte. So schilderte er in seinem Gartenführer zum Schwetzingen Schlossgarten die vortreffliche Entwicklung von Einzelgehölzen in den englischen Anlagen, aber auch die zunehmend ihrem gestalterischen Konzept entwachsenden Alleen und Bosketts. Gerade dieser Entwicklung ließ Zeyher freien Lauf, was darin gipfelte, dass diese „instabilen“, also durch Wachstum sich verändernden Kunstwerke, der Verwilderung und letztlich dem Verfall preisgegeben waren. Darunter litt die Feinstruktur des Gartens. So mussten die alleeseitigen Rahmenrabatten des Mittelparterres unter dem Druck der Lindenalleen aufgegeben werden, die Gehölzrabatten in den Boulingrins brachen zusammen, was mit der Anpflanzung von chinesischen Rosen ausgeglichen werden sollte, und die Hainbuchenhecken in den Bosketts verkümmerten unter dem Druck davongewachsener Bäume. Empfindlich wirkte sich die großherzoglich verfügte Entnahme von Gartenfiguren für andere herrschaftliche Gärten aus, so etwa die Umsetzung der Seepferdgruppe in den Karlsruher Schlossgarten, was den Seepferdgarten zur Bedeutungslosigkeit herabstufte.

Angesichts dieser Gegebenheit überrascht es, wenn im Jahre 1829 Leger in seinem Gartenführer Zeyher als emsigen Pfleger und sinnreichen Erhalter des großen Ganzen würdigt und auf dessen besonderes Verdienst hinweist, nämlich die englischen Grenzpartien vervollkommen zu haben. Vielleicht ist dieser Hinweis aber auch als Mahnung gedacht, brachte Leger doch gleichzeitig seine Hoffnung zum Ausdruck, dass Zeyher, seinen geäußerten Grundsätzen folgend, den Kunststil gegen jene Einwirkungen schützen möge „die durch eine missverständene Befreundung mit der Natur denselben zu zerstören und

rohe Wälder und Wiesen an die Stelle von Kunstschöpfungen zu setzen drohen.“ Tatsächlich hatte Zeyher ganz im Sinne Sckells die Umgestaltung des großen Bassins von der streng geometrischen Rechteckform in einen Weiher mit natürlich ausgeformten Uferlinien als weichen Übergang in den Landschaftsgarten im Winter 1823/24 vollzogen. Auch mit der Begrünung des seiner Funktion enthobenen Ehrenhofs im Jahre 1835 in zeitgenössischer Form verdeutlichte Zeyher zwar den Trend der Zeit zur Vernetzung bestehender Gartenanlagen. An der Grundstruktur des Schwetzingen Gartens nahm er jedoch keine weiteren Veränderungen vor.

Gehölzbestandspflege in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts

Nach Zeyhers Tod im Jahre 1843 übernahm die großherzogliche Gartendirektion in Karlsruhe die Oberaufsicht über den Schwetzingen Garten. Dort war man zwar der Auffassung, dass der Garten „nach gewöhnlicher Anschauung gut unterhalten“ sei, doch wurde auf „mehrere verjährte Unterlassungen“ hingewiesen, die es aufzuarbeiten gelte. So wurden die Auslichtung der Bosketts sowie der Rückschnitt ihres alleeseitigen Bewuchses für dringlich erachtet. Die bereits seit 1870 unter Schnitt gehaltenen Lindenalleen soll-

4 Orangerie mit Gehölzrabatten und Kanal, 1970.

5 Orangerie mit Kanal, 2005.



6 Merkurtempel,
eingewachsen, 1970.



ten insbesondere zur Freihaltung der Aussichten abermals geschnitten werden. Das Ergebnis dieser „Baumverjüngung“ wurde noch Jahrzehnte später in Fachkreisen als beispielhaft herausgestellt und in dieser Pflegemethode die Hauptaufgabe des Gärtners einer solchen Anlage gesehen, nämlich das Konservieren des Vorhandenen, was in Schwetzingen nach den Gegebenheiten als gelöst galt.

7 Merkurtempel,
freigelegt, 2004.



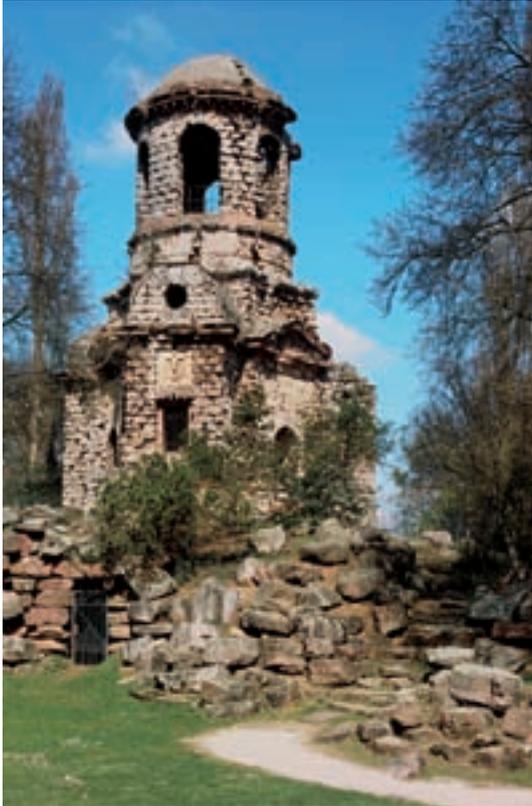
Betreuung durch die Forstverwaltung

Als im Jahre 1924 die gartenfachliche Betreuung der Anlage der staatlichen Forstverwaltung übertragen wurde, wurden Zweifel am Fortbestand des Schwetzingener Schlossgartens laut. Man hielt es für unbegreiflich, „wie man derartige Kunstwerke, die doch mindestens so hoch einzuschätzen sind wie Museen und Sammlungen, so einfach dem Untergange ausliefern kann.“ „Heimatschutz“ und „Gartenkunst“ wurden aufgerufen, sich der Sache „energisch“ anzunehmen. Dass der Garten jedoch keineswegs dem Untergang geweiht war, wird aus der in der Folge laut werdenden Kritik an Instandsetzungsmaßnahmen deutlich, die mehr die fehlende Beaufsichtigung durch einen Gartenfachmann beklagte als das Ergebnis der begonnenen Revitalisierung selbst. Um die Bestandssicherung des Gartens vollends gewährleistet zu sehen, wurde in Fachkreisen die Einrichtung einer Gartenbauhochschule in Schwetzingen diskutiert, was die Aufmerksamkeit einer breiten Öffentlichkeit, insbesondere aber der Fachwelt, verstärkt auf den Schwetzingener Garten lenkte.

Konzeptionen für eine gartendenkmalpflegerische Erhaltung

Der Kunsthistoriker Franz Hallbaum hob am Beispiel Schwetzingen die ständige Bedrohung für die Formvollendung des Kunstwerks Garten hervor. 1928 forderte er in einem Arbeitsprogramm für die künstlerische Erhaltung des Schwetzingener Gartens die Sorge und verantwortungsvolle Arbeit des Gartenbetreuers, für alternde, sterbende Bäume und ihren Formwert Ersatz zu schaffen. Für Hallbaum war es aber auch eine sozialetische Verpflichtung, den Bestand eines Gartens zu sichern und zu mehren. Ein Mangel an Kunstsinn und das einseitige Vorwiegen des botanisch-wissenschaftlichen Interesses machte er verantwortlich für die Überwucherung der Kunstform durch die Naturform und damit das Ungleichgewicht von Fläche und Höhe. Er warnte vor falscher Sentimentalität, wenn es um die Notwendigkeit der Bestandspflege und die Durchsetzung künstlerischer Forderungen gehe. Hallbaum appellierte an das künstlerische Gefühl, das sich auch in Schwetzingen auswirken möge, „auf dass der Garten wieder zu Recht den Ruhm trägt, die vollkommenste Synthese der beiden Gartenstile darzustellen, die wir in Deutschland besitzen. Damit ehren wir die Schöpfer, wir entlasten uns und wir verpflichten uns die Zukunft.“

Neben dem Gartenarchitekten Hans Gerlach, der die Betreuung des Schlossgartens nicht der Initiative und zufälligen künstlerischen Eignung des



jeweiligen Gartenleiters überlassen sehen wollte, sondern für einen auf weite Sicht bemessenen Verwaltungsplan plädierte, war es der Frankfurter Gartendirektor Karl Heicke, der sich 1937 in einem Gutachten der Schwetzingener Problematik annahm. Seiner Empfehlung, „durch pflegliche Herausarbeitung im Einzelnen die formgestalterische Eigenart und Schönheit des Parkbildes auch für die Zukunft zu sichern“, folgten erste Maßnahmen wie der Austausch abgängiger Kastanienalleen oder Probekappungen an den Lindenalleen. Mit Ausbruch des Zweiten Weltkriegs mussten diese Arbeiten abgebrochen werden.

Das Parkpflegewerk

In der Nachkriegszeit setzten die Interessen am Erhalt des Schwetzingener Schlossgartens, wo im Gegensatz zu den meisten Schlössern und Gärten Badens keine wesentlichen Kriegszerstörungen zu beklagen waren, nur zögerlich ein. So sah der Mannheimer Gartendirektor Josef Bußjäger in der Erhaltung der raumbherrschenden Lindenalleen zunächst die oberste Priorität der Gartenpflege. Auch Christian Bauer, Staatsgärtendirektor in München, beschäftigte sich schon in den 1950er-Jahren sehr intensiv mit dem Schwetzingener Garten. Seiner Initiative ist es zu verdanken, dass ein Parkpflegewerk erstellt wurde. Dieses war als eines der ersten seiner Art im Jahre 1970 abgeschlossen. Bauer machte darin deutlich, dass historische Gärten zum kostbarsten Kultur- und Kunstbesitz mit unschätzbarem Wert für

die Gegenwart zählen. Er stuft den Schwetzingener Schlossgarten mit seinen imposanten Alleen, den Raumkonzeptionen und der Verbindung architektonischer Gärten mit Landschaftsgärten als „einen Höhepunkt in der Geschichte deutscher Gartenkunst, einen Garten von Weltgeltung“ ein. Barock-, Rokoko- und Landschaftsgärten waren einer strengen Gesetzmäßigkeit unterworfen, die zeitweise vernachlässigt werden musste. So zeige der Zustand des Gartens von 1970 einen Wandel, der auf die Duldung seiner Überalterung, ja seines Verfalls, zurückzuführen sei. Zwar habe man seit Jahrzehnten in ernster Sorge die damit verbundene Gefahr erkannt und Gutachten eingeholt, aber die erforderlichen starken Eingriffe gescheut. Bestandsaufnahmen hätten nunmehr ergeben, dass der Verfall der Alleen nicht aufzuhalten sei und die Bosketts wie die Landschaftsgärten zwar ein weitgehend unversehrtes Wegenetz, jedoch einen Gehölzaufbau in einer bedenklichen Altersform aufzeigten. Das vorliegende Parkpflegewerk verfolge den Zweck, diesen Zustand zu erfassen, zu beurteilen und Wege für eine Regeneration der Gärten aufzuzeigen. Weitere Verluste müssten vermieden und dem Garten die ihm zugrunde liegende Ordnung zurückgegeben werden.

Im Jahre 1972 billigten schließlich die zuständigen Behörden die Vorgaben des Parkpflegewerks. So wurde empfohlen, die dringend notwendige Revitalisierung des Schlossgartens als Kulturdenkmal von europäischem Rang unter Wahrung der historischen Gestaltungsideen und unter Erhaltung und Förderung seines Erholungswertes für die Bevölkerung über einen längeren Zeitraum durchzuführen. Man war sich einig, dass diese Revitalisierung im Zusammenhang mit weiteren Arbeiten an Wasserläufen, Bauwerken, Wegen und Skulpturen zu einer grundlegenden Verbesserung des Zustands der Anlage führen werde. Entsprechende Maßnahmen in den zurückliegenden mehr als dreißig Jahren, etwa die Wiederinstandsetzung des Mittelparterres oder der Austausch der abgängigen Linden im Kreisparterre, Arbeiten am Türkischen Garten oder am Naturtheater sowie in den englischen Anlagen sind in der nunmehr vorliegenden fortgeschriebenen Version des Parkpflegewerks von 2005 als Ergebnis gartendenkmalpflegerischer Bemühungen in Umfang und Art der Ausführung festgehalten. Ergänzt durch eine historische Analyse und Dokumentation der Entwicklungsphasen, eine Denkmalsbewertung und eine Nutzungsanalyse, werden zurückliegende Eingriffe begründet. Außerdem beinhaltet dieses Tagebuch des Schwetzingener Schlossgartens ein vorausschauendes Erhaltungs- und Restaurierungskonzept für das folgende Jahrzehnt, was Fehlentwicklungen

9 Naturtheater mit Apollotempel, um 1920.

10 Naturtheater mit Apollotempel, 2006.



durch ungebremste Natureinflüsse und Verlusten durch Übernutzung aufgrund zunehmender Verwertungssucht vorbeugen soll.

Literatur

F. L. v. Sckell, Beiträge zur bildenden Gartenkunst, zweite Auflage, München 1823.

Zeyher/G. Roemer, Beschreibung der Gartenanlagen zu Schwetzingen, Mannheim 1809.

Thomas Alfred Leger, Führer durch den Schwetzingener Garten, Mannheim 1829.

Dr. Hallbaum, Schwetzingen – Ein Arbeitsprogramm für seine künstlerische Erhaltung, in: Die Gartenkunst, 7/1928, S. 102–105.

H. Gerlach, Der Schwetzingener Schlossgarten – Ein trauriges Kapitel zur Instandhaltung historischer Gärten,

in: Möllers Deutsche Gärtnerzeitung, 16/1930, S. 188.

Karl Heicke, Vorschläge für eine Verbesserung des Bestehenden im Schwetzingener Schlossgarten, in: Garten + Landschaft, 12/1937, S. 249–256.

Hubert Wolfgang Wertz, Wiederherstellung und Unterhaltung von Parterreanlagen, dargestellt am Beispiel des Schwetzingener Parterres, in: Gartendenkmalpflege Stuttgart 1985, S. 174–204.

Hubert Wolfgang Wertz, Maßnahmen im ‚Zirkel‘ des Schwetzingener Schlossgartens, in: Die Gartenkunst des Barock, Tagung des Deutschen Nationalkomitees von ICOMOS in Zusammenarbeit mit dem Bayerischen Landesamt für Denkmalpflege, Schloss Seehof bei Bamberg 23.–25. September 1997. Hrsg. von Florian Fiedler, Hefte des Deutschen Nationalkomitees/International Council on Monuments and Sites, Nr. 28, 1999, S. 131–135.

Dipl.-Ing. Hubert Wolfgang Wertz
Neuwiesenrebenstr. 46
76275 Ettlingen

„Schwetzingen – Die kurfürstliche Sommerresidenz“ Gesamtanlage und mögliche zukünftige UNESCO-Welterbestätte

Im Januar 2007 haben das Land Baden-Württemberg und die Stadt Schwetzingen gemeinsam die Aufnahme des Ensembles „Schwetzingen – Die kurfürstliche Sommerresidenz – Gartenkunstwerk und freimaurerische Ideen“ in die UNESCO-Welterbeliste beantragt. Das zur Eintragung vorgeschlagene Gebiet setzt sich zusammen aus einer Kernzone, dem eigentlichen Schutzgut, sowie der so genannten Pufferzone, einem (zu) schützenden Randbereich. In diesem Zusammenhang verabschiedete die Stadt Schwetzingen im Frühjahr 2006 im Benehmen mit dem Regierungspräsidium Karlsruhe, der Höheren Denkmalschutzbehörde und unter Beteiligung des Landesamtes für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart eine Satzung, mit der das Erscheinungsbild der vorgeschlagenen Welterbestätte gemäß § 19 DSchG als Gesamtanlage „Kurfürstliche Sommerresidenz Schwetzingen“ unter Denkmalschutz gestellt wurde (Abb. 1). Die Gesamtanlagenschutzsatzung ist ein wichtiger Bestandteil eines umfassenden Schutzmaßnahmenkatalogs, der im Rahmen der Antragstellung erarbeitet worden ist.

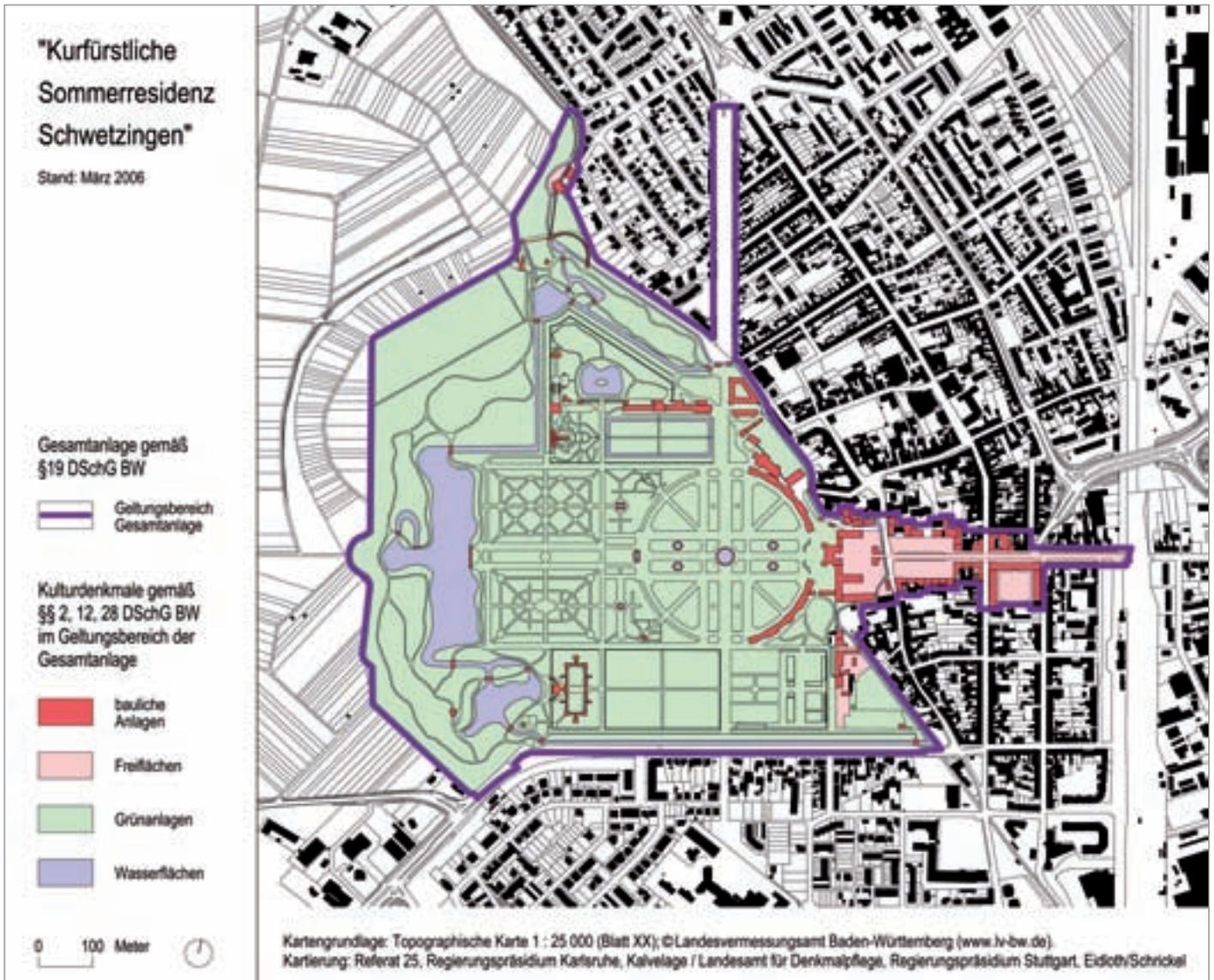
Svenja Schrickel

Warum eine Gesamtanlage?

Die Struktur des Schwetzingener Stadtgefüges, die Anbindung der Landschaft an das Stadtgebiet sowie die Gestalt des heutigen Stadtzentrums vermitteln schon auf den ersten Blick, dass der Ort maßgeblich von den regierenden Kurfürsten des 18. Jahrhunderts geprägt worden ist. Ein zweiter Blick – in diesem Fall eine von der Landesdenkmalpflege durchgeführte Analyse der historischen Kulturlandschaft Schwetzingens – bestätigte den ersten Eindruck. Die Untersuchung, die im Rahmen der Antragstellung zur Aufnahme des Ensembles „Schwetzingen – Die kurfürstliche Sommerresidenz – Gartenkunstwerk und freimaurerische Ideen“ in die UNESCO-Welterbeliste durchgeführt worden war, präziserte zudem den geschichtlichen Aussagewert der bestehenden Situation. Es wurden zahlreiche historische Elemente und Strukturen, wie z. B. Sichtachsen, Wege oder bauliche Anlagen, sowohl in der Stadt als auch im Umland erfasst, ihr siedlungsgeschichtlicher Zusammenhang ermittelt und schließlich ihr Überlieferungsgrad bzw. die Ablesbarkeit ihres historischen Kontextes bewertet. Es wurde deutlich, dass die historische Kultur-

landschaft des Betrachtungsgebietes noch heute, im beginnenden 21. Jahrhundert, maßgeblich bestimmt wird durch Relikte der Kurpfalz. Insbesondere der daraufhin als Kernzone des vorgeschlagenen Welterbegebietes abgegrenzte Bereich, bestehend aus der kurfürstlichen Schloss- und Gartenanlage sowie dem barocken Stadtbau, spiegelt annähernd den Zustand der kurfürstlichen Sommerresidenz im späten 18. Jahrhundert wider. In der ausgewiesenen Fläche befindet sich dementsprechend eine Reihe bedeutsamer Kulturdenkmale (Abb. 1), deren denkmalgerechter Umgang bereits im Denkmalschutzgesetz unabhängig von dem Erlass einer Satzung geregelt ist. Doch nicht nur die einzelnen Kulturdenkmale überliefern Geschichte – das Schutzgut stellt in seiner Gesamtheit eine städtebaulich und historisch-funktional untrennbare Einheit dar, deren Struktur und Gestalt wichtige siedlungs- und kulturgeschichtliche Zusammenhänge vermitteln. Der Erhalt des Ganzen ist von besonderem öffentlichen Interesse, dem die Stadt Schwetzingen mit der verabschiedeten Gesamtanlagenschutzsatzung Rechnung getragen hat.





1 Geltungsbereich der Gesamtanlage „Kurfürstliche Sommerresidenz Schwetzingen“ entsprechend Gemeinderatsbeschluss vom 23.02.2006.

Die historische Kulturlandschaft Schwetzingens in ihrem siedlungsgeschichtlichen Kontext

Ausbau Schwetzingens zum Jagdaufenthalt (um 1225–1720)

Die heutige Stadt Schwetzingen, bereits im 8. Jahrhundert als „Suezzingen“ im Codex Laureshamensis (Urkundenbuch des Klosters Lorsch) genannt, befindet sich etwa 18 km südöstlich von Mannheim bzw. 12 km westlich von Heidelberg auf der Niederterrasse der Rheinebene nördlich der großen Hardtwälder. Schon in den ersten Jahrzehnten nach Bestimmung Heidebergs zur Hauptresidenz der pfälzischen Wittelsbacher im frühen 13. Jahrhundert scheint der Siedlungsplatz als Jagdaufenthalt von Interesse gewesen zu sein – so erwarben die Pfalzgrafen im Jahr 1288 erste Besitzrechte im Ort. Nachdem die Pfalzgrafschaft schließlich Mitte des 14. Jahrhunderts zum Kurfürstentum, der Kurpfalz, geworden war, bauten die regierenden Kurfürsten Schwetzingen und seine Umgebung bis ins frühe

18. Jahrhundert zum herrschaftlichen Jagdsitz bzw. zum kurfürstlichen Jagdgebiet aus. In diesem Zusammenhang wurde ein als Allee ausgebildeter „Neuer Weg“ zwischen Heidelberg und Schwetzingen über Plankstadt angelegt. Der ausgebaute Herrschaftssitz, zunächst als „feste“ bzw. Wasserburg, ab Mitte des 16. Jahrhunderts als Schloss bezeichnet, wurde vermutlich im 17. Jahrhundert durch einen ersten bescheidenen Garten und ein Fasanenhaus ergänzt. Die herrschaftliche Anlage befand sich historischen Ansichten bzw. Berichten zufolge im Randbereich zweier Siedlungsansätze, dem Oberdorf im Süden und dem Unterdorf mit einer Kirche im Norden. Diese wurden durch eine Freifläche an der Stelle des heutigen Schlossplatzes voneinander abgegrenzt (Abb. 2).

Nachdem Schwetzingen – ebenso wie die kurpfälzische Hauptstadt Heidelberg – im Pfälzischen Erbfolgekrieg (1688–1697) niedergebrannt worden war, ließ Kurfürst Johann Wilhelm von der Pfalz Neuburg neben der bürgerlichen Bebauung das Jagdschloss als Dreiflügelanlage mit umbautem

Ehrenhof und Nebengebäuden wieder aufbauen sowie einen vom Leimbach gespeisten Wassergraben östlich des herrschaftlichen Anwesens als Abgrenzung zur „bürgerlichen Welt“ anlegen. Wenige Jahre später, im Jahr 1718, verlegte Kurfürst Carl Philipp die Residenz vorläufig nach Schwetzingen, um von dort den Wiederaufbau Heidelbergs zu betreiben. Der Regent strebte im Sinne des Barocks an, den Zusammenhang zwischen der Residenzstadt und dem kurfürstlichen Jagdsitz bzw. der vorübergehenden Residenz baulich hervorzuheben. Hierzu nutzte er die Entdeckung des frühen 18. Jahrhunderts, dass sich das Schwetzingen Schloss auf einer Geraden zwischen Königstuhl mit dem Heidelberger Schloss und Kalmit, der höchsten Erhebung des Pfälzer Waldes, befindet. Die Gerade wurde in den darauf folgenden Jahren in Abschnitten als Maulbeerbaumallee bzw. als Sichtschneise durch den Ketscher Wald ausgebildet. Damit war der Ausbau Schwetzingens als Jagdaufenthalt der von Heidelberg aus regierenden Kurfürsten abgeschlossen.

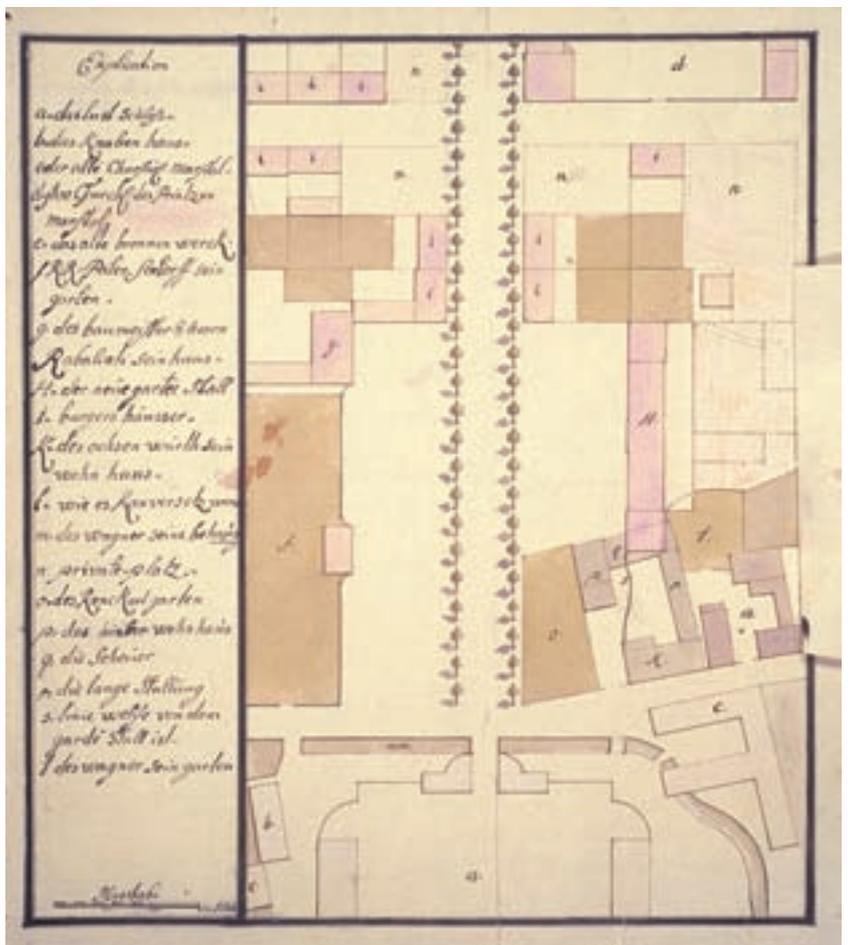
Ausbau Schwetzingens zur vorübergehenden Residenz/Sommerresidenz (1720–1806)
 Um 1720 führten ein Streit mit den reformierten Einwohnern von Heidelberg um die Nutzung der Heiliggeistkirche und vermutlich auch die Lage der Residenzstadt am Berghang als ungünstige Voraussetzung für einen Wiederaufbau nach modernen, barocken Grundsätzen zu der Entscheidung, die Residenz von Heidelberg nach Mannheim zu verlegen. Während der Errichtung des Mannheimer Residenzschlosses sollte Schwetzingen als vorläufige Residenz, mit Umzug des Hofes nach Mannheim weiterhin als Sommerresidenz genutzt werden. Die vorhandenen örtlichen Voraussetzungen entsprachen jedoch weder in funktionaler noch repräsentativer Hinsicht modernen Ansprüchen an eine Residenzstadt, sodass Umgestaltungen und bauliche Ergänzungen des Ortes unter Carl Philipp vorgenommen wurden. Die bisher lockere Bebauung entlang vereinzelter Straßenzüge wurde durch traufständige Ackerbürgerhäuser, Bürger- und Verwaltungsgebäude verdichtet, um den Bedarf an Regierungsgebäuden, Wohnungen für Hofbeamte usw. zu decken. Die vorhandenen Straßenläufe wurden vermutlich beibehalten, die neue Bebauung nach zeitgenössischen Vorbildern, Straßen begleitenden Baufluchten folgend, angeordnet. Wesentliche Veränderungen der Schlossanlage beschränkten sich auf den Bau ergänzender Nebengebäude sowie die Umgestaltung und geringfügige Erweiterung des vorhandenen Schlossgartens nach Westen.
 Nachdem der Hof im Jahr 1731 nach Mannheim



umgezogen war, wurden der Ausbau und die Umgestaltung Schwetzingens zur repräsentativen Sommerresidenz ab 1742 unter der Regierung Carl Theodors verstärkt weitergeführt. Baudirektor Alessandro Galli da Bibiena erstellte ab 1748 einen Rahmenplan für eine städtebauliche Neuordnung des Ortes, der nach heutigem Kenntnisstand lediglich in Form von Beschreibungen der „Neuen Stadt“ überliefert ist. Ein übergeordnetes, offenes Achsensystem mit dem Schwetzingen Schloss als Bezugspunkt sollte den Herrschaftssitz mit den vorgelagerten Ansiedlungen räumlich verknüpfen und zugleich die umgebende Landschaft anbinden, um die Sommerresidenz als ausstrahlendes Zentrum im Sinne absolutistischer Stadtplanung herauszustellen. Ein orthogonales Straßennetz mit weitestgehend einheitlich ge-

2 Das kurfürstliche Jagd-schloss befand sich Ende des 17. Jahrhunderts im Randbereich zweier Siedlungsansätze. Ansicht von Schwetzingen im Jahr 1690 von Samson Schmalkalder (Kartenausschnitt).

3 Grundriss des neuen Marktplatzes mit Angabe der Anwohner, 1755.



stalteter barocker Randbebauung wurde an der Geraden zwischen Königsstuhl und Kalmit ausgerichtet, die vorhandene Maulbeerbaumallee vor dem Schloss als rechteckiger, zentraler Marktplatz bzw. als Bindeglied zwischen Ober- und Unterdorf aufgeweitet (Abb. 3) und vermutlich in Richtung Heidelberg weiter ausgebaut. Die bestehenden Straßen wurden integriert, wichtige Verbindungswege nach Mannheim und Ostersheim zudem aufgewertet. Das Schwetzingen Schloss wurde nach aufgegebenen Neubauplanungen lediglich durch Nebengebäude und einen Küchenanbau ergänzt. Etwa zeitgleich entwickelte Johann Ludwig Petri, Hofgärtner des Herzogs von Pfalz-Zweibrücken, für den bis dahin bescheidenen Schlossgarten eine ab 1753 umgesetzte Gartenplanung im französisch-geometrischen Stil mit zentralem Kreisparterre. Petri knüpfte dabei an das übergeordnete Achsensystem an und gestaltete die West-Ost-Achse als zentralen Weg der Gartenanlage. Eine zweite, am Kreisparterre orientierte Querachse, die den Blick in die freie Landschaft lenkte, wurde im Norden über die Gartengrenze hinweg bis zur Straße nach Mannheim als Allee ausgebaut. In den Jahren 1757 bis 1759 begann man zudem mit der Anlage eines Jagdparks südwestlich der Gartenfläche.

4 Zustandsplan des Schwetzingen Schlossgartens von Friedrich Ludwig von Sckell, 1783.

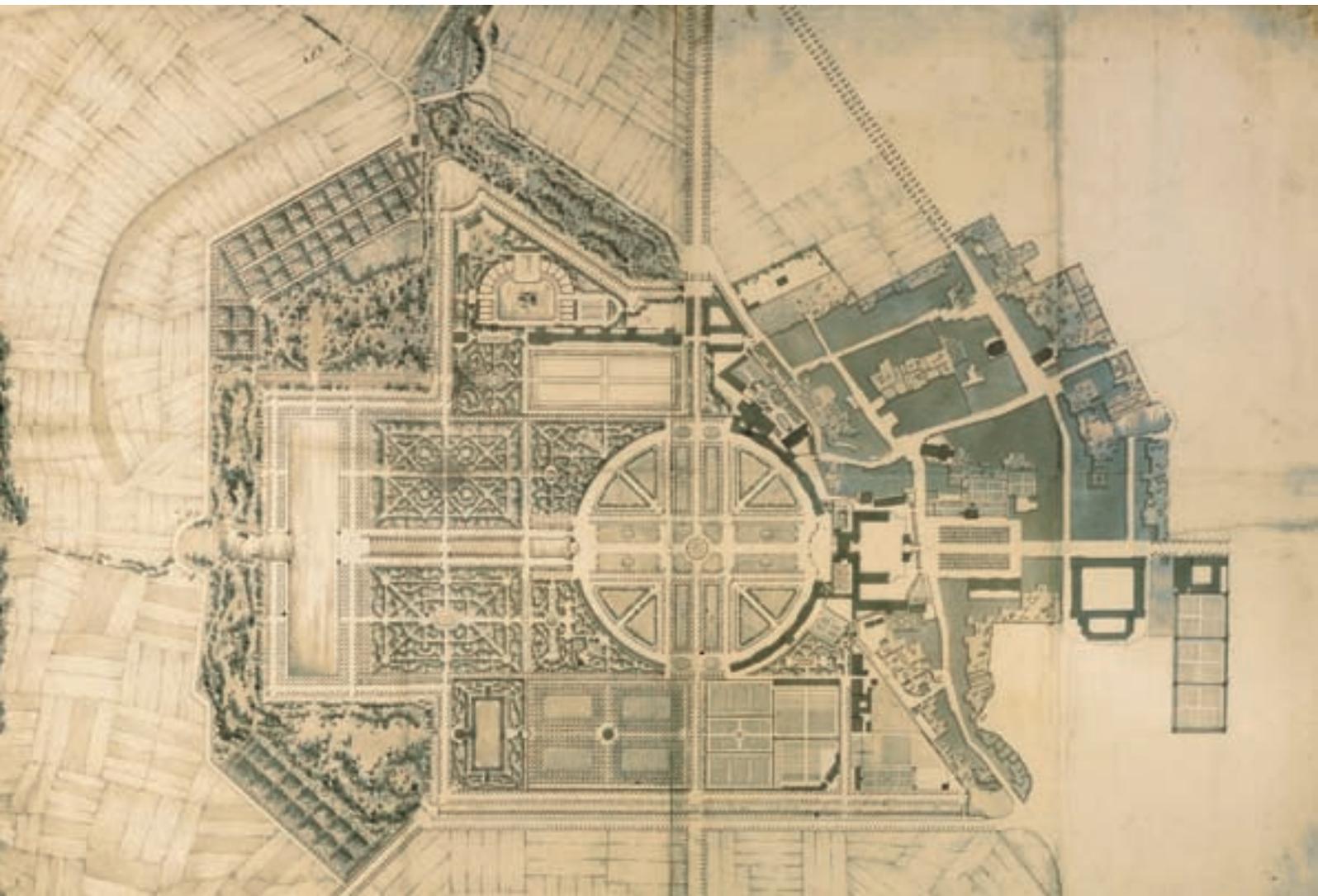
Im Zuge des sich wandelnden Herrschaftsbewusstseins in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ließ Carl Theodor den barocken Schlossgarten ab

1761 durch Nicolas de Pigage bzw. ab 1777 durch Friedrich Ludwig von Sckell, den späteren Bayerischen Hofgartenintendanten, erweitern und ergänzen. Es entstehen Landschaftsgartenpartien im englischen Stil mit zentralem Wasserbassin und gestalteten Randzonen im Übergang zur freien Landschaft, ein Verbindungsweg zum nutzbar gemachten Jagdpark mit Sternallee, ein umfangreiches Figurenprogramm des Bildhauers Peter Anton von Verschaffelt sowie aufwändige Gartenarchitekturen, wie das Badhaus oder die Moschee (Abb. 4).

Nach Antritt des Erbes der bayerischen Wittelsbacher durch Kurfürst Carl Theodor wurde die Residenz 1777 von Mannheim nach München verlegt. Einhergehend mit dem Wegzug des Hofes nahm die planmäßige Bautätigkeit in Schwetzingen spürbar ab. Das Ortsbild Schwetzingens und seine Verbindung zur Umgebung waren zu diesem Zeitpunkt deutlich geprägt insbesondere durch die Veränderungen zu Zeiten Carl Theodors (Abb. 4 und 5). Im Jahr 1803 wurde die Kurpfalz aufgelöst.

19. und 20. Jahrhundert

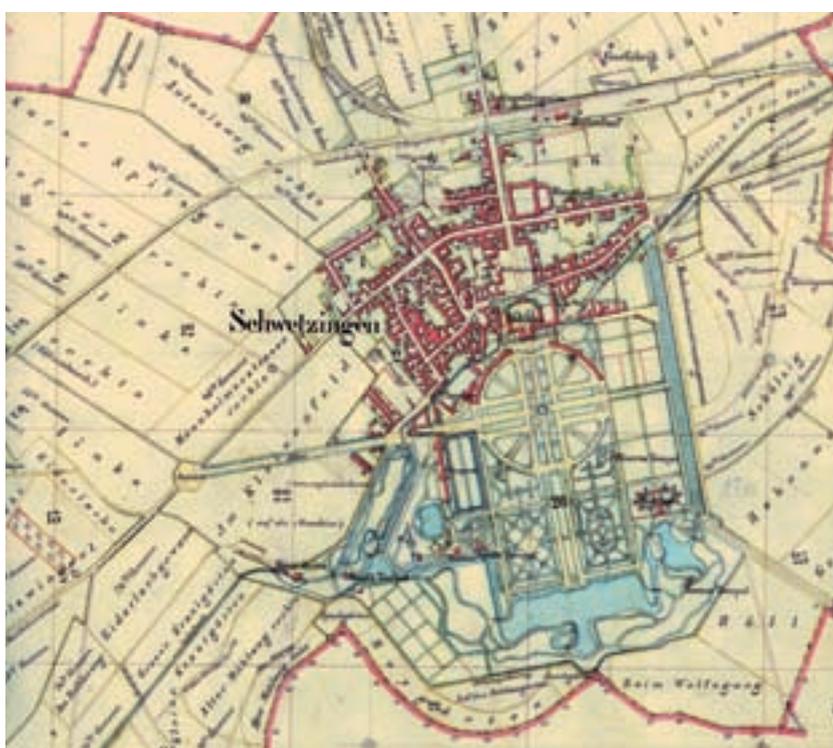
Schwetzingen ging 1806 an das Großherzogtum Baden über und diente dem Badischen Hof nur noch gelegentlich als Aufenthalt. Abgesehen von partiellen Veränderungen im Bereich des Schlossgartens durch Gartendirektor Johann Michael



Zeyher, der beispielsweise das zentrale Wasserbassin in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts zu einem Weiher umgestaltete, blieb der Bereich der „Kurfürstlichen Sommerresidenz Schwetzingen“ in den folgenden beiden Jahrhunderten von grundlegenden Veränderungen unberührt. Schwetzingen wurde Sitz eines Bezirksamtes und im Jahr 1833 zur Stadt erhoben. Stadterweiterungen orientierte man im 19. Jahrhundert weitestgehend an Bibienas städtebaulichem Rahmenplan des 18. Jahrhunderts, landwirtschaftlich genutzte Flächen weitete man westlich des Gartens auf bestehende Waldflächen, auch auf den Bereich der barocken Sichtschneise, aus. Im Jahr 1870 erhielt Schwetzingen einen ersten Eisenbahnanschluss, der am östlichen Stadtrand installiert wurde (Abb. 6). Die Gleisanlagen legte man quer zur barocken West-Ost-Achse an, spätere Erweiterungen des Eisenbahnnetzes in Richtung Heidelberg deckten sich streckenweise mit dem Verlauf der ehemaligen Maulbeerbaumallee. Nachdem Schwetzingen während des Zweiten Weltkrieges im Gegensatz zur ehemaligen Residenzstadt Mannheim von Zerstörungen verschont worden war, knüpfte man in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts mit Stadterweiterungen an das bestehende Straßennetz an. Darüber hinaus wurden im Jahr 1974 zwei Großprojekte fertig gestellt, die jeweils den Endpunkt der städtebaulichen Querachse markieren sollten: ein Krankenhaus südlich und Wohnhochhäuser nördlich des Schlossgartens. Mit Zunahme des Individualverkehrs im 20. Jahrhundert nahm die Bedeutung des Schienenverkehrs ab, die Bahnverbindung zwischen Heidelberg und Schwetzingen wurde schließlich eingestellt. Zwei Autobahnen und eine Hochgeschwindigkeitsstrecke verlaufen heute etwa 2 km westlich bzw. 5 km östlich des Schwetzingener Schlosses quer zur zentralen barocken Achse und schließen Schwetzingen über neu angelegte Verbindungsstraßen an den Fernverkehr an (Abb. 7).

Historische Kulturlandschaft Schwetzingen heute

Und heute? Welche Strukturen und Elemente zeugen noch heute von der außergewöhnlichen Geschichte Schwetzingens? Strukturell ist dies offensichtlich der Schwetzingener Stadtgrundriss, seine Verbindung zu benachbarten Orten und die Anbindung der Landschaft an das Stadtgefüge: Insbesondere Bibienas Planung für eine „Neue Stadt“ im Zuge des Ausbaus Schwetzingens zur Sommerresidenz ist im Straßengefüge und der daran ausgerichteten Parzellierung deutlich ablesbar (Abb. 1). Sowohl der heutige Schlossplatz, das anschließende orthogonale Straßennetz (Carl-



Theodor-, Herzog- oder Friedrichstraße u. a.) mit dem Schloss als zentralem Bezugspunkt und die Verlängerung der barocken Querachse (Lindenstraße) sind weitestgehend überliefert. Ebenso sind die Wegverläufe der früheren Siedlungsansätze (Heidelberger, Hebel- oder Karlsruher Straße u. a.) erhalten. Entsprechend den vergangenen Jahrhunderten grenzt der offen liegende, als Wassergraben ausgebildete Leimbach den Orts- bzw. Stadtkern von der Schlossanlage ab. Teile der übergeordneten barocken West-Ost-Achse, die zwischen Schwetzingen und Heidelberg im Verlauf des 18. Jahrhundert als Maulbeerbaumallee bzw. westlich des Schlossgartens als Weg und Sichtschneise ausgebaut worden waren, sind in weiten Abschnitten noch als Weg bzw. als ehemalige Bahntrasse bis Heidelberg vorhanden

5 Das Schwetzingener Schloss bildete den Bezugspunkt des barocken Achsensystems der kurfürstlichen Stadt- und Landschaftsplanung. Karte von Ch. Mayer, 1773.

6 Bei der baulichen Weiterentwicklung Schwetzingens im 19. Jahrhundert orientierte man sich an Bibienas städtebaulichem Rahmenplan des 18. Jahrhunderts. Übersichtsplan der Gemarkung Schwetzingen (Kartenausschnitt), Badischer Gemarkungs-atlas, 1872–78.



7 Die barocke West-Ost-Achse zwischen Königstuhl und Kalmit mit dem Schwetzingener Schloss als zentralem Bezugspunkt zeichnet sich noch in der Landschaft ab. 2006.

(Abb. 7). Südwestlich der Gartenfläche, im ehemaligen Jagdrevier, ist darüber hinaus der achtschneisige Jagdstern in Form von Wegen überliefert. Und schließlich entspricht die Straße zwischen Schwetzingen und Heidelberg über Plankstadt in seinen Grundzügen dem „Neuen Weg“ des 17. Jahrhunderts. Baulinien im Bereich der Altstadt sowie der Stadterweiterungen des 19. bzw. frühen 20. Jahrhunderts sind weitest-

gehend am beschriebenen Straßengefüge orientiert.

Neben den erläuterten Strukturen bezeugen insbesondere eine Reihe baulicher Anlagen, teilweise Kulturdenkmale, substanziell und/oder gestalterisch Schwetzingens Geschichte: Die ehemalige kurfürstliche Allee und der Marktplatz sind im Sinne der Planung Bibienas durch eine geschlossene, aus Einzelgebäuden bestehende Randbebau-

ung eingefasst. Die barocke Bebauung wurde im 19. und 20. Jahrhundert ergänzt bzw. teilweise ersetzt (Abb. 8). In untergeordneten Straßen befinden sich überdies Relikte ländlicher Besiedlung, im Bereich der Bahnhofoanlage aus der Zeit der Industrialisierung. Die Schlossanlage sowie der im Westen angrenzende Schlossgarten vermitteln noch heute annähernd das Bild des späten 18. Jahrhunderts (Abb. 9). Zudem ist das planerische Ziel, die zentralen Achsen perspektivisch über die Parkfläche bzw. über den Ort hinaus zu verlängern, gegenwärtig vom Schloss aus in Richtung Königstuhl und Kalmit, vom Garten aus in Richtung Rondell erlebbar, durch Straßen begleitende Baufluchten und Baumreihen sowie durch eine Fortsetzung des Wegenetzes in der Landschaft (Abb. 10 und 11).

Die Gesamtanlage „Kurfürstliche Sommerresidenz Schwetzingen“

Basierend auf der zuvor beschriebenen Kulturlandschaftsanalyse konnte eine konsequente Abgrenzung der vorgeschlagene Welterbestätte bzw. Gesamtanlage „Kurfürstliche Sommerresidenz Schwetzingen“ vorgenommen werden. Das zur Aufnahme in die UNESCO-Welterbeliste vorgeschlagene Schutzgut beinhaltet demzufolge diejenigen Bereiche, die im 18. Jahrhundert im Sinne absolutistischer Stadt- und Landschaftsgestaltung geprägt worden sind und deren historisch-funktionaler sowie gestalterischer Bezug zum Schwetzingener Schloss noch heute, im beginnenden 21. Jahrhundert, unmittelbar ablesbar ist. Unberücksichtigt bleiben historische Kulturlandschaftselemente entsprechender Zeitstellung, deren gestalterische Beziehung zur barocken Anlage nicht (mehr) erkennbar ist, wie z. B. der achtschneisige Jagdstern im ehemaligen Jagdrevier südwestlich der Gartenfläche oder die im 18. Jahrhundert aufgewerteten bestehenden Straßenzüge nach Mannheim oder Otfersheim. Diejenigen Relikte der früheren Siedlungsansätze, die im Zuge der barocken Umgestaltung weitestgehend umgestaltet integriert worden waren, jedoch aufgrund von jüngeren Überformungen kein geschlossenes Ensemble mehr bilden, finden ebenfalls keine Berücksichtigung. Schließlich befinden sich jüngere bauliche Anlagen, die zwar strukturell am Rahmenplan Bibienas orientiert worden sind, wie z. B. die Bebauung an der Lindenstraße, ansonsten aber keine gestalterischen Bezüge zur barocken Planung aufweisen, außerhalb des Abgrenzungsbereichs.

Die Gesamtanlage „Kurfürstliche Sommerresidenz Schwetzingen“ bzw. die vorgeschlagene Welterbestätte setzt sich demzufolge aus vier Teilbereichen zusammen:



1. der Schlossanlage, die in ihrer Gestalt und Struktur noch heute annähernd den Zustand des späten 18. Jahrhunderts widerspiegelt. Diese besteht aus dem kurfürstlichen Schloss als zentralem Bezugspunkt, dem offen liegenden, als Wassergraben ausgebildeten Leimbach, der historischen Abgrenzung der höfischen von der „bürgerlichen Welt“, den Zirkelbauten, der Invalidenkaserne, dem Rokokotheater, dem Oberen und Unteren Wasserwerk sowie weiteren Nebengebäuden (Abb. 12).

2. dem „Ysenburgschen Palais“ in der Forsthausstraße, einem herrschaftlichen barocken Wohnhaus in unmittelbarer Nachbarschaft des kurfürstlichen Schlosses (Abb. 13).

3. dem Schlossgarten, der deutlich die landschaftsgestaltenden Eingriffe im 18. Jahrhundert vermittelt und als Verbindung aus barockem Garten im geometrisch-französischen Stil und Landschaftsgartenpartien nach englischem Vorbild das sich wandelnde Herrscherbewusstsein im Übergang vom Absolutismus zur Aufklärung widerspiegelt. Er besteht aus dem östlichen Gartenbereich im geometrisch-französischen Stil mit zen-

8 Bibienas Planung für eine „Neue Stadt“ im Zuge des Ausbaus Schwetzingens zur kurfürstlichen Sommerresidenz ist im heutigen Straßengefüge und der daran ausgerichteten Bebauung deutlich ablesbar. 2006.

9 Die Schlossanlage sowie der im Westen angrenzende Schlossgarten vermitteln noch heute annähernd das Bild des späten 18. Jahrhunderts. Blick nach Osten. 2006.





10 Die barocke Inszenierung der Fernsicht auf den Königstuhl bzw. auf die Kalmit ist noch heute intensiv erfahrbar. Blick vom Schloss nach Osten in Richtung Königstuhl. 2006.

tralem Kreisparterre von Petri, aufwändiger Stafage von Peter Anton von Verschaffelt, der im Norden angrenzenden Orangerie von de Pigage sowie den Landschaftsgartenpartien nach englischem Vorbild mit gestalteten Randzonen im Übergang zur freien Landschaft im Westen von de Pigage bzw. Sckell. Ergänzt wird er durch aufwändige Gartenarchitekturen, wie dem Badhaus, dem Merkurtempel oder der Moschee, der barocken, auf das Schloss bezogenen Sichtachse zwischen Kalmit und Königstuhl, über die noch heute die Fernsicht auf die Berge erlebbar ist, sowie der am Kreisparterre orientierten Querachse, die im Norden über die Gartengrenzen hinweg perspektivisch verlängert wirkt (Abb. 9).

11 Die inszenierte Fernsicht in die umgebende Landschaft entspricht den städtebaulichen Vorstellungen des Barock. Blick vom Schloss nach Westen in Richtung Kalmit. 2006.

4. dem städtebaulich, gestalterisch und funktional auf das Schloss bzw. den Garten ausgerichteten barocken Stadtausbau als Bestandteil der kurfürstlichen Planung des 18. Jahrhunderts, Schwetzingen zur repräsentativen kurfürstlichen Sommerresidenz auszubauen. Dieser besteht aus dem Marktplatz



(Schlossplatz), der sich anschließenden zentralen Straßenachse mit Fernsicht auf den Königstuhl, dem ehemaligen Marstall, der einheitlich gestalteten barocken Randbebauung am Schlossplatz und im Westabschnitt der Carl-Theodor-Straße, die sich aus traufständigen, zweigeschossigen Einzelgebäuden zusammensetzt, sowie der als Allee ausgebildete Lindenstraße in Verlängerung der barocken Querachse im Garten, die zum einen zur Residenzstadt Mannheim führte, zum anderen den optischen Bezug zur offenen Landschaft herstellte (Abb. 8 und 14).

In ihrem räumlichen Zusammenhang (Abb. 1) vermitteln die vier dargestellten Teilbereiche der Gesamtanlage bzw. der vorgeschlagenen Weltbestätte das Erscheinungsbild sowie die funktionalen Verknüpfungen der kurfürstlichen Sommerresidenz des 18. Jahrhunderts. Das Ziel absolutistischer Stadtplanung, die Hervorhebung des Herrschaftssitzes als ausstrahlendes Zentrum in die Umgebung, spiegelt sich anhand der axial ausgerichteten, einheitlich gestalteten bürgerlichen Bebauung sowie anhand zahlreicher Relikte des barocken Achsensystems sowohl im Stadtgebiet als auch in der Umgebung Schwetzingens deutlich wider. Die barocke Inszenierung der Fernsicht auf den Königstuhl bzw. auf die Kalmit, die noch heute intensiv erfahrbar ist, entspricht ebenso den städtebaulichen Vorstellungen des Barock. Zugleich zeugt das Schutzgut jedoch auch von dem sich wandelnden Herrschaftsbewusstsein im späten 18. Jahrhundert, dem Übergang vom Absolutismus zur Aufklärung, der in den parallel existierenden Gartengestaltungsideologien zum Ausdruck kommt. Die „Kurfürstliche Sommerresidenz Schwetzingen“ stellt demzufolge eine Gesamtanlage im Sinne des § 19 DSchG dar. Ihr kommt als bedeutendes Zeugnis baulicher und landschaftsplanerischer Tätigkeiten zu Zeiten der Kurpfalz wissenschaftliche, künstlerische und heimatgeschichtliche Bedeutung zu. An ihrer Erhaltung besteht aufgrund des exemplarischen und dokumentarischen Wertes ein besonderes öffentliches Interesse.

Ziele der Unterschutzstellung

Das Land Baden-Württemberg und die Stadt Schwetzingen haben mit der Antragstellung zur Aufnahme des Ensembles „Schwetzingen – Die kurfürstliche Sommerresidenz – Gartenkunstwerk und freimaurerische Ideen“ in die UNESCO-Welterbeliste die Verantwortung übernommen, für einen umfassenden und dauerhaften Schutz des gesamten vorgeschlagenen Welterbegebietes Sorge zu tragen. Diese Aufgabe geht über das bereits bestehende Engagement als Eigentümer der Schloss- und Gartenanlage bzw. als zuständi-



12 Die Schwetzingener Schlossanlage spiegelt in ihrer Gestalt und Struktur noch heute annähernd den Zustand des späten 18. Jahrhunderts wider. 2006.

ge Baurechts- und Stadtplanungsbehörde hinaus, der die Stadt in der Vergangenheit bereits vorbildlich z. B. durch den Erlass einer Gestaltungssatzung nachgekommen war. In diesem Zusammenhang kommt der verabschiedeten Gesamtanlagenschutzsatzung, mit der das Erscheinungsbild des Schutzgutes gemäß § 19 DSchG als Gesamtanlage unter Denkmalschutz gestellt wurde und somit Veränderungen an dem geschützten Bild der Genehmigung der unteren Denkmalschutzbehörde bedürfen, eine wichtige Funktion zu. Aus Sicht der Denkmalpflege stellen die Kombination aller eingesetzten Schutzinstrumente sowie der Kenntniserwerb im Zuge der Antragstellung – unabhängig von dem möglichen Welterbestatus – beachtliche Erfolge im Sinne eines langfristigen, denkmalgerechten Umgangs mit der kurfürstlichen Sommerresidenz Schwetzingen dar.

Literatur

Martin, Kurt: Die Kunstdenkmäler Badens, 10. Bd., Kreis Mannheim, Stadt Schwetzingen. Karlsruhe/Baden 1933.

Schweinfurth, Wilfried: Schwetzingen – Residenzstadt oder Stadt mit Residenz?. In: Badische Heimat, 2/2001, S. 229–242.

Wertz, Hubert Wolfgang: Schwetzingen – der barocke Garten. In: Fürstliche Gartenlust. Historische Schlossgärten in Baden-Württemberg, Stuttgart 2002.

Wörn, Karl: Auf dem Weg zur Großen Kreisstadt. Aus Geschichte und Kultur Schwetzingens. In: Badische Heimat, 1/1993, S. 29–40.

Dipl.-Ing. Svenja Schrickel M.A.
Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege

13 In unmittelbarer Nachbarschaft des kurfürstlichen Schlosses befindet sich das so genannte „Ysenburgsche Palais“. Das herrschaftliche barocke Wohnhaus in der Forsthausstraße ist Bestandteil der vorgeschlagenen Welterbestätte. 2006.

14 Der Schwetzingener Schlossplatz wird noch heute durch eine eingeschlossene, aus Einzelgebäuden bestehende barocke Randbebauung eingefasst. 2006.





Der romanische Kruzifixus der Frauenkirche in Markgröningen-Unterriexingen

Im Anschluss an die 1999–2003 vorgenommene Restaurierung der auf dem Friedhof außerhalb des Ortes gelegenen Frauenkirche in Unterriexingen ließ deren Eigentümer Karl Magnus Graf Leutrum auch das romanische Triumphkreuz restaurieren. Diese Arbeit wurde von 2003 bis 2006 in der Werkstatt des Landesamtes für Denkmalpflege in Esslingen ausgeführt. Bis Juni 2007 besteht noch die Gelegenheit, den Kruzifixus im Landesmuseum Württemberg in Stuttgart aus der Nähe in Augenschein zu nehmen, bevor er wieder an seinen Platz im Triumphbogen der Frauenkirche zurückkehren wird.

Jochen Ansel / Karl Halbauer / Sophie Richter

Die Frauenkirche, Heimstatt des Kruzifixus

Der Kruzifixus wurde 1891 aus Ertingen, Kreis Biberach, dem Stammsitz der Familie Leutrum, in die Frauenkirche in Unterriexingen gebracht, welche Gerhard Freiherr Leutrum von Ertingen 1875 von der Gemeinde erworben hatte. Den Freiherren Leutrum gehörte schon im 18. Jahrhundert zeitweise (1717–1763) ein Teil des Ortes samt Schloss. 1815 kam das Schloss Unterriexingen erneut in ihren Besitz.

Die Frauenkirche erhebt sich auf einer südwestlich des Dorfes gelegenen Anhöhe inmitten des ummauerten Friedhofs. Sie besteht aus einem einschiffigen Langhaus des 13. Jahrhunderts mit Westturm und einem zweijochigen Chor mit Fünfstreifenschluss aus dem 14. Jahrhundert. In einem um die Mitte des 16. Jahrhunderts angelegten Verzeichnis der Wallfahrtsstätten im Herzogtum Württemberg ist auch die Frauenkirche

aufgeführt. Seit dem 14. Jahrhundert diente das Gotteshaus der jeweiligen Ortsherrschaft als Familiengrablege, wovon die noch zahlreich erhaltenen Grabdenkmäler zeugen. Im Pfälzischen Erbfolgekrieg raubten 1693 französische Truppen Ludwigs XIV. die Kirchenglocken. 1694 verursachte ein Blitzschlag beträchtliche Brandschäden am Turm sowie am Kirchendach. Damals beherbergte die Kirche noch ein Altarretabel mit lebensgroßen Bildwerken. Die Funktion der Pfarrkirche hatte schon im 3. Viertel des 16. Jahrhunderts eine spätmittelalterliche, 1628 erweiterte Chorturmanlage im Ort übernommen. So verfiel die nicht wieder instand gesetzte, zwar weiterhin als Herrschaftsgrablege, sonst aber nicht mehr benutzte Frauenkirche allmählich und verwandelte sich im 19. Jahrhundert schließlich in eine malerische, von den Romantikern geschätzte Ruine (Abb. 1,2). 1874–79 ließ Gerhard Freiherr Leutrum, beraten von dem Ulmer Münsterbaumeister August Beyer, die Kirche wiederherstellen



1 Unterriexingen, Frauenkirche als Ruine. Aquarell von E. Stoll (?), um 1815.

und eine Krypta unter dem Chor als Grablege für seine Familie anlegen.

Herkunft des Kruzifixus

1891 erwarb der inzwischen in den Grafenstand erhobene Gerhard Graf Leutrum von Ertingen für die restaurierte Frauenkirche ein in der Dorfkirche zu Ertingen hängendes, „wenig beachtetes, verkommen aussehendes, aus Holz geschnitztes lebensgroßes Bild des gekreuzigten Christus“ (Christl. Kunstblatt 34, 1892, S. 35f.) (Abb. 4).

Erstmals erfahren wir durch den in Ertingen geborenen Arzt und Dichter Michel Buck (1832–1888) von dem Schnitzwerk. In seinen „Erinnerungen aus meiner Kindheit“ erzählt er: „Ich lebte der Meinung, ein Kruzifixbild sei etwas Lebendiges, das, wenn es wolle, jeden Augenblick herabsteigen oder sonst sich irgendwohin begeben könne. Wusste ich doch, dass das in der Beinhauskapelle die Augen aufschlugen und herumsehen konnte, dass dem in der Kreuzkapelle zu Saulgau sogar Haar und Bart wachsen, die man von Zeit zu Zeit schneiden müsse u. dgl. mehr.“ In demselben Werk berichtet er von einer Votivtafel in seinem Besitz, die anlässlich eines bösen Viehsterbens in Ertingen im Jahr 1783 angefertigt wurde. Das Bild zeige seinen Urgroßvater, wie er „mit der Urgroßmutter vor dem wundertätigen byzantinischen Kruzifixbild kniet, das ehemals in der Gruftkapelle des Beinhauses hing. Außer den beiden Personen sind noch die Stallungen hingemalt. Die Votivtafel hing bis 1844, wo die Beinhauskapelle abgebrochen ward, an der hinteren Wand dieser Gruft.“ Mit diesem „wundertätigen byzantinischen Kruzifixbild“ kann nur der romanische Kruzifixus gemeint sein.

Das angeblich 1524 errichtete Beinhaus nahm die Südostecke des mit einer hohen Mauer umfriedeten Kirchhofes der Pfarrkirche St. Georg ein. Im kreuzgewölbten Kellergeschoss war eine offene Gruftkapelle untergebracht, zu der vom Kirchhof Treppen hinabführten. Von oben herab konnte man den Altar sehen, hinter dem die Schädel vieler hundert Verstorbener in einer Kammer verwahrt waren. Auf dem Altar befand sich ein geschnitzter Ölberg, darüber ein Kerkerheiland (Christus an der Geißelsäule) und ganz oben ein Brustbild Gottvaters. An den Wänden hingen Votivtafelchen. Welche Stelle der große romanische Kruzifixus im Kapellenraum einnahm, ist nicht bekannt. Nach dem Abbruch des Beinhauses diente er wohl zunächst als Friedhofskreuz, bevor er einen Platz in der Pfarrkirche erhielt, wo er von Graf Leutrum in seinem Wert erkannt und zur Vervollständigung der Ausstattung seiner Unterriexinger Frauenkirche erstanden wurde. Eine nicht unwesentliche Rolle hat dabei offenbar die Vermutung



gespielt, der Kruzifixus stamme aus der Kapelle der Burg zu Ertingen und sei nach deren Zerstörung, angeblich in der Mitte des 14. Jahrhunderts, in die dortige Pfarrkirche gelangt. Tatsächlich gibt es aber keinen Hinweis auf seine Herkunft. Doch schon allein wegen der Monumentalität des Kruzifixus kommen weder die Burgkapelle noch die bereits 1196 erwähnte Pfarrkirche als ursprünglicher Standort in Frage. Denkbar wäre die Herkunft aus der Kirche des im 8. Jahrhundert gegründeten Damenstifts Buchau, dem die Ertinger Pfarrei von 1399/1407 bis zur Säkularisation inkorporiert war. Ohne Beleg muss diese Möglichkeit allerdings als reine Spekulation eingestuft werden!

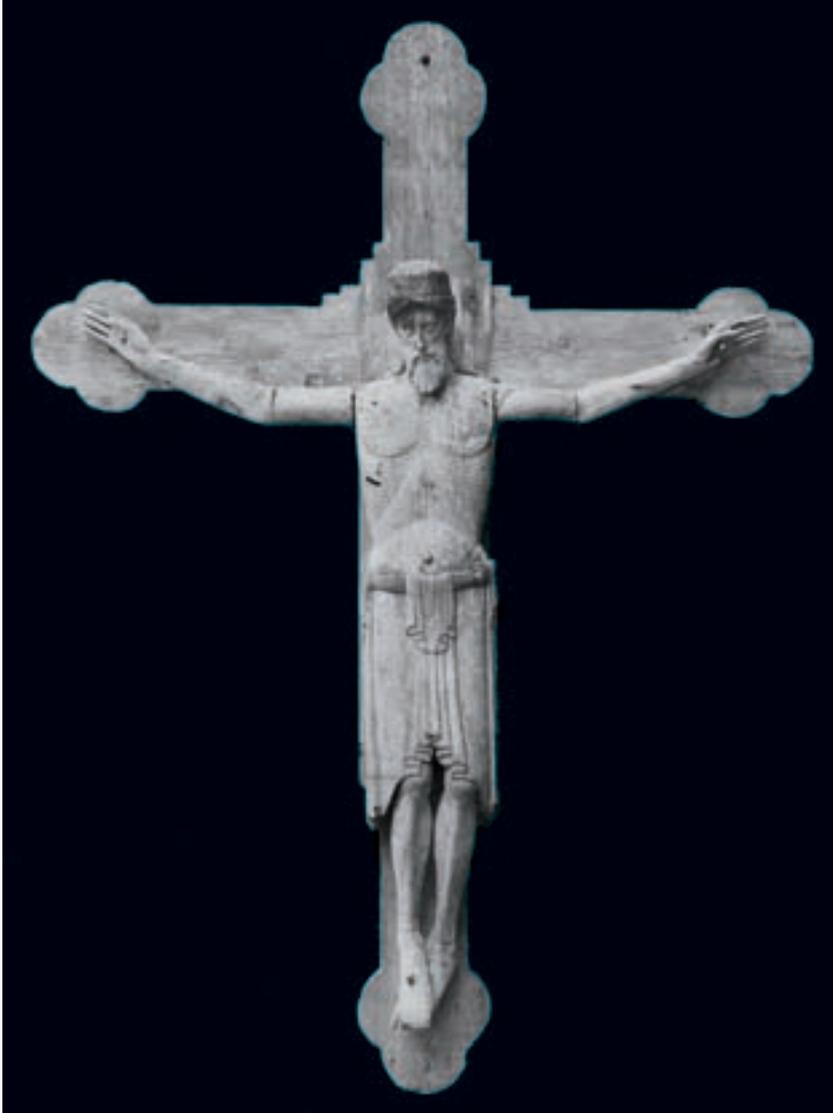
Frühere Restaurierungen seit dem 19. Jahrhundert

Nach dem Erwerb ließ Graf Leutrum den Kruzifixus von dem Kunstmaler Paul Haaga in Stuttgart neu fassen (Abb. 5): „Haupt und Körper in zarter

2 Unterriexingen, Innenansicht der Frauenkirche. Aquarellierte Federzeichnung von August Seyffer, datiert: April 1816.

3 Unterriexingen, Frauenkirche (Aufnahme frühes 20. Jahrhundert).





Naturfarbe, die Haare bräunlich, das Lententuch blau mit goldenem Saum, die Rückseite des starken Kreuzes mit dem Christogramm in der Vierung, mit den vier Evangelistenzeichen in den vier Enden, mit romanischem Blatt- und Schlingwerk dazwischen“ (Christl. Kunstblatt 34, 1892, S. 36). Die fehlenden königlichen und göttlichen Insignien ließ er durch die Kunstgießerei A. Stotz neu herstellen: eine metallene Krone und einen Scheibennimbus. Der renovierte Kruzifixus wurde 1891 im Triumphbogen der Frauenkirche aufgehängt (Abb. 6).

1920 äußerte Theodor Demmler, der zuvor versucht hatte, dieses Kunstwerk für die Staatlichen Museen in Berlin zu erwerben, in einem Brief an Peter Goessler über die Fassung: „Den Crucifixus habe ich im Sommer in Stuttgart besichtigt, ... Haben Sie ihn gesehen? Haben Sie bemerkt, in welcher abscheulichen Weise er verunstaltet ist durch eine grauenhafte moderne Bemalung, in der jede Modellierung ertrinkt? Nur in einem Museum könnte er für fühlende Menschen wieder gerettet und der Betrachtung erschlossen werden.“

Im Zweiten Weltkrieg war der Kruzifixus von seinem Platz im Triumphbogen abgenommen worden. Vor der Wiederanbringung ließ man ihn 1959–60 von dem Restaurator Fritz Rieber in Blaubeuren instand setzen. Die Fassung von 1891 wurde nun wieder entfernt, und er erhielt eine neue Krone nach dem Vorbild der Grabkronen Kaiser Konrads II. (†1039) und Kaiser Heinrichs III. (†1056) im Speyerer Dom.

Beschreibung

Die aus Pappelholz geschnitzte und hinten ausgehöhlte Skulptur ist 208 cm hoch, die Armspannweite beträgt 191 cm, die Tiefe 31,5 cm. Der Längsbalken misst 306 cm, der Querbalken 220 cm.

Wie üblich sind die Arme angesetzt (Abb. 7). Auch die Nahtstellen an den Ellbogen sind ursprünglich. Wann die deutlich erkennbaren Ergänzungen, der Nasenrücken und beide Hände, hinzugefügt worden sind, ist nicht bekannt. Auf dem ältesten Foto des Kruzifixus aus der Zeit unmittelbar vor der Restaurierung im Jahr 1891 sind sie schon vorhanden (siehe Abb. 4). Eine Beschädigung am rechten Unterarm ist auf dem genannten Foto noch zu sehen; sie wurde erst bei



4 Kruzifixus, Zustand vor der Restaurierung von 1891 (Aufnahme von dem Stuttgarter Fotografen Albert Gaugler, 1891).

5 Kruzifixus, Zustand nach der Restaurierung von 1891 (Aufnahme 1950).

der anschließenden Restaurierung mit Nadelholz ausgebessert.

Christus hängt streng frontal mit waagrecht ausgebreiteten Oberarmen und leicht angewinkelten Unterarmen am Kreuz. Seinen Körper durchzieht kaum merklich eine Zickzackbewegung: Der Kopf neigt sich sacht zur rechten Schulter hin, der Oberkörper vollführt eine Gegenbewegung, die sich mehr in der Binnenmodellierung als im Umriss bemerkbar macht. Dasselbe gilt für die Partie zwischen den Hüften und Knien, und die Unterschenkel streben wieder nach links in die Mittelposition. Dabei laufen die scharfkantigen Schienbeine nach unten hin leicht aufeinander zu; die Füße sind übereinandergelegt und festgenagelt.

Das längliche Haupt besitzt markante, scharf geschnittene Gesichtszüge und auffällig große Ohren (Abb. 11). Trotz der schmerzlich hochgezogenen Brauen und der beiden „Sorgenfalten“ an der Nasenwurzel treten in der Mimik Schmerz und Leid gänzlich zurück, und es überwiegt ein ruhiger, ernster Ausdruck. Die kugelig vorkommenden Augen werden durch einen – möglicherweise später – in der Mitte eingravierten Lidverlauf als geschlossen gekennzeichnet. Der Oberlippen- und der Wangenbart sind zu einer

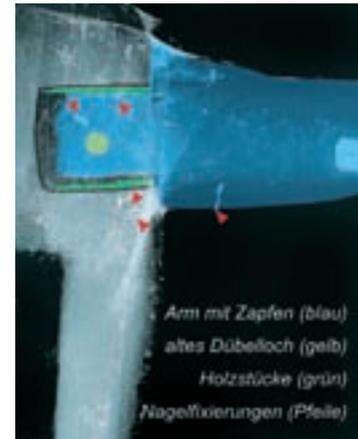
plastischen, dreieckig über den Kinnbart fallenden Masse zusammengefasst. Der Kinnbart endet in vier Zipfeln. Rillen zur Andeutung einzelner Barthaare finden sich nur im seitlichen unteren Bereich. Das wulstig gesträhte Haupthaar ist hinter die Ohren gekämmt und fällt weit in den Nacken hinab. Die stark hochgewölbte, nur roh bearbeitete Schädeldecke weist auf eine ursprüngliche Bekrönung des hageren Hauptes hin. Bei der Modellierung des massigen Körpers dominieren streng stilisierte Formen, wie etwa die schildhaft abgesetzte Brustpartie, die linearen Rippenbögen, der kugelig vorgewölbten Bauch oder die zylinderförmigen Oberarme (Abb. 8). Ein durch den Bauchnabel führender schmiedeeiserner Nagel mit Kugelkopf dient zur Befestigung des Corpus am Kreuz. In der rechten Brusthälfte klappt eine große, dem Rippenverlauf folgende Seitenwunde.

Die Füße sind oberhalb der Knöchel abgesägt und in neuer Stellung wieder angesetzt worden. Dass es sich um die ursprünglichen Füße handelt, zeigen die ungenauen Nahtstellen und die Notwendigkeit, die Fersen zu ergänzen. Wären die Füße neu geschnitten worden, so hätte man sie zweifellos passgenau und zugleich mit Fersenden hergestellt. Anfangs waren die Füße nebeneinander stehend mit je einem Nagel fixiert, bei der Umarbeitung hat man den rechten vor den linken Fuß gelegt und beide zusammen mit einem Nagel durchbohrt.

Das knielange Lententuch ist streng symmetrisch gestaltet und wird von einem voluminösen längsgeriefelten Gürtel gehalten (Abb. 9). An Bauch und Hüften lappen Stoffzipfel über den Gürtel und verursachen jeweils die Bildung einiger Parallelfalten über die gesamte Länge des Tuches. In der Mitte bewirkt der Überschlag eine Raffung, sodass die Knie frei bleiben. Die eng anliegenden, glatten Partien zwischen den Faltenbahnen werden durch regelmäßig angeordnete, flache Faltenbogen belebt. Charakteristisch sind die wellenförmig geschlängelten Saumlinien.

Das aus Nadelholz gefertigte Kreuz ist aus zwei Schichten zusammengesetzt, einem älteren Vorderteil und einem Rückteil von 1881. Ein Hohlraum im Inneren wurde mit Metallkügelchen gefüllt – wohl zu dem Zweck, es im unteren Teil zu beschweren, damit es frei hängend kein Übergewicht bekommt und nach vorn oder hinten kippt. Das Kreuz besitzt eine außergewöhnliche Form mit einem hinter Leib und Lententuch breiter werdenden Stamm, mit Abtreppungen an der Kreuzung zwischen Stamm und Querbalken und mit Kleeblatt-Enden (Abb. 10).

Heute präsentiert sich der Kruzifixus holzsichtig, da man alte Bemalungsreste spätestens bei der Neufassung 1891 abgelaut hat und die damals



7 Röntgenaufnahme der linken Schulter mit Armansatz. Die Arme sind an den Schultern eingezapft und zusätzlich mit Holzdübeln fixiert. Die Röntgenaufnahme zeigt, dass hier Änderungen vorgenommen worden sind: Ältere Dübellöcher sind nicht mehr besetzt, und die Zapfen sind mit Nagelstiften zusätzlich fixiert. Zudem stabilisieren in die Öffnungen der Zapfenlöcher eingeschobene Hölzchen die Arme. (Grafische Darstellung: Stefanie Reling, Stuttgart).



6 Kruzifixus im Chorbogen der Frauenkirche (Aufnahme ca. 1930).

8 Kruzifixus, Detail
(Aufnahme 2006).



9 Kruzifixus, Detail
(Aufnahme 2006).



aufgebrachte Fassung 1960 wieder abgenommen worden ist. Erhalten blieben lediglich mikroskopische Restpartikel verschiedener Fassungen. Traditionell war die farbige Fassung ein äußerst wichtiger, geradezu unentbehrlicher Bestandteil der Skulptur; mit ihrer Hilfe wurde die Schnitzerei präzisiert und zusätzlich modelliert. Beispielsweise konnte so die schnitzerisch nicht festgelegte Grenze zwischen Bart und Haut deutlich gemacht werden (Abb. 11). Das Fehlen der Fassung bedeutet eine erhebliche Beeinträchtigung des ursprünglichen Erscheinungsbildes und den Verlust des einst beabsichtigten Charakters. Auch für die inhaltliche Aussage ist von entscheidender Bedeutung, ob etwa die Augen offen oder geschlossen gemalt waren und von den Wundmalen Blutbahnen ausgingen oder nicht.

Vom Viernagel- zum Dreinageltypus

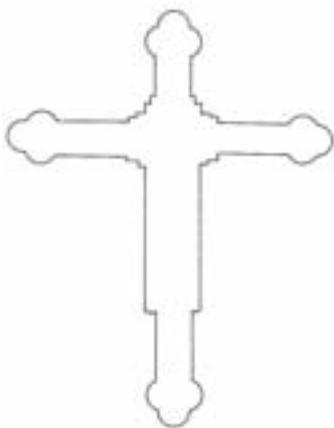
Was hat es mit der Umarbeitung des Unterriexinger Kruzifixus vom Viernagel- zum Dreinageltypus auf sich? Beim Viernagelkruzifixus ist Christus mit vier Nägeln ans Kreuz geheftet: Je ein Nagel durchbohrt die Hände und die nebeneinander stehenden Füße. Die Art der Fußnagelung bedingt aber keine weiteren allgemein gültigen Merkmale. So haben sich schon in ottonischer Zeit zwei in ihrer Aussage grundsätzlich verschiedene Typen herausgebildet: Einerseits der leidende oder tote Heiland, wie ihn beispielsweise das Gerokreuz (um 970) im Kölner Dom verkörpert, andererseits der über den Tod triumphierende Christkönig, der lebend, mit offenen Augen wiedergegeben wird. Nicht immer lassen sich ihnen die Kruzifixe klar zuordnen, sondern beinhalten

Charakteristika beider Typen. Unter den Füßen ist häufig eine Stütze, ein Suppedaneum, angebracht. Der siegreiche Gottessohn steht darauf in aufrechter, wenig bewegter Haltung mit entspannt ausgebreiteten Armen ohne Anzeichen des Hängens. Oft hebt eine Krone seine herrscherliche Würde und göttliche Erhabenheit hervor.

In der Mitte des 12. Jahrhunderts kam eine Neuerung in der Darstellungsweise auf: Der Dreinageltypus, dessen übereinander gelegte Füße von nur einem Nagel durchbohrt werden. Aus den ersten Jahrzehnten sind nur wenige Beispiele bekannt, doch nach hundert Jahren hatte sich der neue Typus allgemein durchgesetzt. Als Erklärungsversuche für seine Entstehung werden stilistische, reliquiengeschichtliche und liturgische Gründe angeführt. Inhaltlich trat nun der Opfertod Christi in den Vordergrund, und in der bildlichen Darstellung wurde zunehmend der Leidensaspekt herausgestellt.

Die Umgestaltung des Unterriexinger Kruzifixus betrifft neben dem Motiv der überkreuzten Füße (Abb. 12) möglicherweise noch die Seitenwunde, die neu angebracht oder vergrößert worden sein könnte, sowie die mitten in die Augäpfel geschnittenen Lidstriche, welche die offenen Augen in geschlossene umwandeln. Das Festhalten an dem Bildwerk, als es nicht mehr zeitgemäß war, und seine behutsame Modernisierung zeugen jedenfalls von der ihm entgegengebrachten Wertschätzung.

Das Kreuz ist eine spätere Zutat, worauf schon seine gotische Gestalt hindeutet. Außerdem wäre es für den unveränderten Kruzifixus unten zu kurz gewesen, wenn man bedenkt, dass die Bein-



10 Umriss des Unterriexinger Kreuzes.



länge bei der Umstellung der Füße zwangsläufig etwas verringert worden sein muss und dass ursprünglich unter den Füßen vermutlich noch eine Stütze angebracht war.

Ob unser Kruzifix dem neuen Bildtyp schon am Ende des 13. Jahrhunderts angepasst wurde, lässt sich aus dem Bestand nicht erschließen. Ein Indiz für eine frühe Umwandlung könnte die frühgotische Form des Kreuzes sein, dessen Alter noch nicht naturwissenschaftlich untersucht wurde.

Kunstgeschichtliche Einordnung

Wie aus der obigen Beschreibung hervorgeht, kennzeichnet den Figurenstil eine ausgeprägte Geometrisierung der Formen. Insgesamt macht sich eine herbe Strenge in der Darstellung bemerkbar, zu der die betont aufrechte Haltung und der symmetrische Aufbau bestens passen. Alle diese Eigenschaften hat das Bildwerk mit einem kleinen schwäbischen Bronzekruzifix im Landesmuseum Württemberg gemeinsam (Abb. 13), der in die Mitte des 12. Jahrhunderts datiert wird.

Ein weiteres Werk jener Zeit, der ebenfalls überlebensgroße Holzkruzifixus in der Kreuzkapelle zu Saulgau (Abb. 14), wird der Unterriexinger Skulptur immer wieder an die Seite gestellt. Nicht nur von Michel Buck, der – wie oben zitiert – als Kind die beiden oberschwäbischen Kruzifixbilder für lebendig gehalten hatte. Vergleichbar ist die als typisch schwäbisch geltende extrem lange Form des Kopfes mit langem Vollbart, tiefen Augenhöhlen und großen Ohrmuscheln. Beide Bildwerke haben einen vorgewölbten Bauch mit einem kugelköpfigen Nagel unbekanntes Alters im Bauchnabel. Trotz weiterer Gemeinsamkeiten,

wie etwa den seitlich über den Gürtel fallenden Lententuchzipfeln, überwiegen doch die Unterschiede: die ganz voneinander abweichende Proportionierung des Rumpfes und der Gliedmaßen und die andersartige Drapierung des Lententuchs. In der künstlerischen „Handschrift“ besteht ebenfalls keinerlei Übereinstimmung. Vom Meister des Unterriexinger Kruzifixus ist kein weiteres Werk bekannt.

Zwei Faltenmotive des Lententuchs finden sich am ähnlichsten bei einer sächsischen Skulptur, der thronenden Muttergottes aus Otdorf, heute in der Albrechtsburg in Meißen (Abb. 17): Ihr Gewand weist die flachen Bogenfalten an den eng anliegenden Partien der Arme und Beine ebenso auf wie die symmetrisch komponierten geschlängelten Saumlinien.

Eine direkte Verbindung zwischen den beiden Werken ist kaum anzunehmen, zumal ihr Stil im Übrigen voneinander abweicht. Eher werden die Gemeinsamkeiten auf die gleichen berühmten Vorbilder zurückzuführen sein, beispielsweise auf die zwar nicht erhaltenen, aber zeichnerisch überlieferten Westportalskulpturen der Abteikirche Saint-Denis bei Paris oder die Westportalskulpturen der Kathedrale von Chartres, beide um die Mitte des 12. Jahrhunderts entstanden.

Die Datierungsvorschläge für den Unterriexinger Kruzifixus umfassen die Zeitspanne vom zweiten Drittel bis zum Ende des 12. Jahrhunderts. Da auch für die auf der gleichen Stilstufe stehenden Vergleichsbeispiele keine gesicherten Herstellungsdaten vorliegen, ist eine Präzisierung kaum möglich. An der Entstehung des Kruzifixus in der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts gibt es aber keinen Zweifel, da die allgemeinen Stilmerkmale wie auch die typologische Gestaltung des Gekreuzigten auf diesen Zeitraum verweisen.

Das große Format des Kruzifixus spricht für seine ursprüngliche Funktion als Triumphkreuz. Wie heute in der Frauenkirche im Chorbogen aufgehängt oder auf einen Balken montiert oder über dem Kreuzaltar angebracht, hat es schon damals, mit seiner ruhigen, feierlichen, majestätischen Ausstrahlung den Kirchenraum beherrschend, vom Sieg Christi über den Tod gekündet.

Restaurierung des Unterriexinger Kruzifixus 2003 bis 2006

In den Jahren 1999 bis 2003 wurden umfangreiche Sanierungs- und Restaurierungsarbeiten an der Unterriexinger Frauenkirche durchgeführt. Bauschäden und zerbrochene Fensterscheiben sorgten für ein nachteiliges Raumklima, das besonders für den hölzernen Kruzifixus schädlich war. Außerdem gelangten Vögel ungehindert ins Kircheninnere, selbst die Krone des Kruzifixus

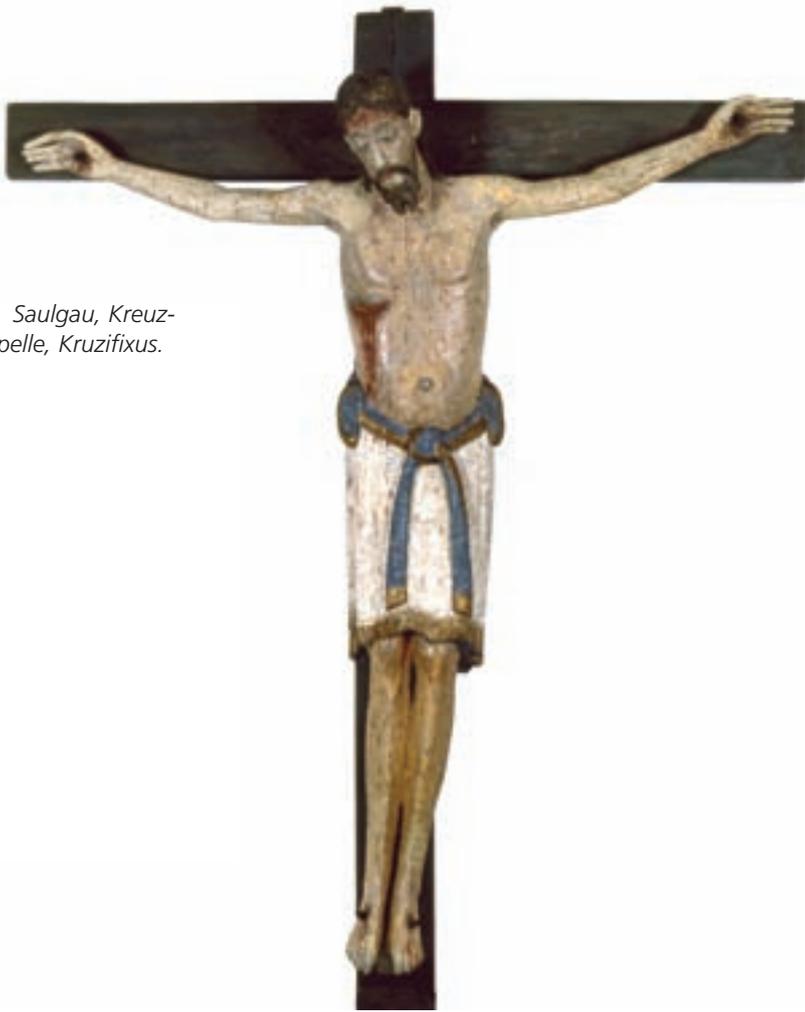
11 Kruzifixus, Detail (Aufnahme 2006).



12 Kruzifixus, Detail (Aufnahme 2006).



13 Bronzekruzifixus, Schwaben, Mitte 12. Jahrhundert, Landesmuseum Württemberg, Inv.-Nr. E 500. Er vertritt den gleichen Typus und die gleiche Zeitstufe wie der Unterriexinger Kruzifixus.



14 Saulgau, Kreuzkapelle, Kruzifixus.

Landesamts für Denkmalpflege in Esslingen in Zusammenarbeit mit dem Institut für Technologie der Malerei an der Akademie für Bildende Künste Stuttgart eingehend in seinem Bestand erfasst und restauriert.

Zustand vor der Restaurierung und ältere Restaurierungsmaßnahmen

Die Kreuzbalken und der Korpus waren durch Staubablagerungen und Vogelkot stark verschmutzt. Vor allem am Kopf und an den Armen des Gekreuzigten fanden sich schwarze und weiße Ablaufspuren des Kotes (Abb. 15).

Die Oberfläche wies einen weißen Belag auf. Eine Analyse dieser feinen Kristalle am Otto-Graf-Institut, Materialprüfungsanstalt an der Universität Stuttgart (MPA), ergab, dass es sich dabei um Ausblühungen von Natriumsulfat handelte (Abb. 16). Vermutlich waren sie, ebenso wie die Oberflächenrauheit und die abstehende Holzfasern, auf das Laugebad zurückzuführen, das im 19. Jahrhundert zur Entfernung der alten Farbschichten angewandt wurde.

Durch diese Behandlung sind von der historischen Bemalung nur noch kleinste Reste mit dem Mikroskop nachweisbar (Abb. 18). Für eine Rekonstruktion der Fassung reichen sie nicht aus.

1891 hatte die Skulptur eine neue Fassung erhalten, die bei einer Restaurierung 1960 wieder abgenommen wurde. Zahlreiche Schadstellen, die auf Schädlingsbefall, mechanische Beschädigungen und Witterungseinflüsse während einer kurzzeitigen Aufstellung im Freien zurückgehen, wurden damals mit einer Holzkittmasse ausgebessert, die sich im Laufe der Zeit farblich verändert hatte (Abb. 19). Manche dieser Kittungen waren inzwischen durch Alterung spröde geworden und hatten sich an den Rändern vom Holz gelöst. Zudem

wurde als Nistplatz genutzt. Es war daher dringend notwendig, die Wasserableitung im Außenbereich neu zu organisieren und die Fenster zu sanieren. Im Innenraum wurden die historischen Putze, die Chorausmalung des 19. Jahrhunderts sowie die zahlreichen Grabdenkmäler an den Kirchenwänden konserviert und restauriert.

Die herausragende Bedeutung des monumentalen romanischen Kruzifixus gebot eine intensive Auseinandersetzung mit dem Objekt. Daher wurde das Bildwerk im Restaurierungsatelier des

15 Zustand vor der Restaurierung: Oberflächenschmutz, Salzausblühungen und Ablaufspuren von Vogelkot.

16 Linke Gesichtshälfte mit Salzausblühungen.



war der Kitt häufig über die eigentliche Schadensgrenze hinaus verstrichen und überdeckte intakte Holzsubstanz. Flächige Retuschen sollten die vom Holzton abweichende Kittmasse an die Umgebung anpassen. Abschließend wurde damals auf die rohe Holzoberfläche eine Wachspaste aufgetragen, deren Ablagerungen in den Vertiefungen manche schnitzerischen Details verunklärten. Darüber hinaus verlieh der im Laufe der Zeit ins Gelbliche veränderte Farbton des Wachses dem Holz eine unnatürliche Färbung.

Besonders die Eingriffe von 1891 haben Bearbeitungsspuren wie Kratzer und Kerben auf der Holzoberfläche hinterlassen. Die Umgebung der Kittungen wiesen Schleifspuren auf, was ganz deutlich im Bauchbereich zu sehen war. Die beschriebenen Maßnahmen in Verbindung mit einer ungleichmäßigen Alterung der verschiedenen Materialien hatten ein unruhiges und fleckiges Erscheinungsbild der Skulptur zur Folge.

Konservierungs- und Restaurierungskonzept

Die Restaurierung hatte die Konservierung des Bestandes und eine Verbesserung des optischen Erscheinungsbildes zum Ziel.

Um ein weiteres Ausblühen der Kristalle sowie die Zersetzung des Holzes durch Kristallisationsprozesse der Salze zu vermeiden, waren diese so weit wie möglich herauszulösen. Eine erfolgreiche Salzreduzierung setzte jedoch die Entfernung des isolierenden Wachsoberzugs voraus.

Durch eine Oberflächenreinigung, das Entfernen der Lasur im Haarbereich, das Reduzieren der Kittungen auf ihre Schadensgrenzen und ihr farbliches Angleichen an den Holzton sollte das ästhetische Erscheinungsbild verbessert werden.

Die Schmutzbeläge und der Vogelkot wurden mit



wasserbefeuchteten Wattestäbchen entfernt. Größere und fester anhaftende Verkrustungen wurden zusätzlich mit Kompressen angeweicht.

Da der Wachsoberzug die Skulptur nicht nur optisch beeinträchtigte, sondern auch eine Sperrschicht gegen das Herauslösen der im Holz eingelagerten Salze bildete, war seine Entfernung unumgänglich. Er wurde mithilfe von speziell abgestimmten Lösemitteln und Wattestäbchen abgelöst (Abb. 20). Parallel dazu wurden die Holzkittungen auf die tatsächlichen Schadensgrenzen verringert, wodurch ein erheblich größerer Teil der Holzoberfläche wieder zum Vorschein kam. Gelockerte Kittungen wurden entfernt, die Haare und die Kopfkalotte von einem braunen Anstrich befreit und sämtliche augenfälligen Altretuschen abgenommen.

Erst jetzt war die Salzextraktion möglich. Sie wurde mit Mikroporenschwämmen mit starker Saugwirkung, befeuchtet mit demineralisiertem Wasser, vorgenommen. Eine abschließende Untersuchung durch die MPA bestätigte eine deutlich geringere Salzkonzentration und damit den Erfolg der zeitintensiven Maßnahme.

Alle Arbeitsgänge erfolgten unter größtmöglicher Schonung der Oberfläche und wurden mit dem Mikroskop kontrolliert.

Durch den Auftrag eines Überzuges mit gelöstem farbneutralem Zellulosederivat und dem Niederlegen der abstehenden Holzfasern mithilfe eines Achates konnte die Rauheit der Oberfläche zurückgedrängt und ein gleichmäßiger Oberflächenglanz erzielt werden. Die auf diese Weise geglättete Oberfläche ist widerstandsfähiger gegen Schmutzablagerungen.

Schwundrisse, Schädlingsfraßgänge und Löcher von herausgenommenen Altkittungen wurden mit geeigneter Holzkittmasse gefüllt. Die neuen und die farbveränderten alten Kittungen wurden mit Lasuren stimmig eingetönt.

Unter ultraviolettem Licht können zurückliegende Eingriffe sichtbar gemacht werden. Durch unterschiedliche Fluoreszenz treten eingebrachte Materialien früherer Restaurierungen hervor und können somit in ihrem Ausmaß bestimmt werden. Die Abbildungen vor und nach der Restaurierung (Abb. 21 und 22) belegen den Zugewinn an originaler Oberfläche nach Abschluss der Maßnahme deutlich.

An der Kupferkrone wurden, um die Patina zu schonen, nur die oberflächlichen Korrosionsprodukte beseitigt. Zum Schutz erhielt das Metall einen Überzug aus mikrokristalinem Wachs. Die übrigen Metallteile, wie Nägel und Hängevorrichtungen, und das Kreuzholz wurden feucht gereinigt und ebenfalls mit einem Überzug geschützt. Durch die aufwändige Restaurierung ist das bedeutende Kunstwerk nun in seinem Bestand ge-



17 Meißen, Albrechtsburg, Muttergottes aus Otdorf.

18 Lendentuch, linke Seite: Rest einer blauen Fassung, Preußischblau, bekannt seit 1720, weiß ausgemischt.

19 Rechter Schulterbereich: Farblich veränderte Kittungen von 1960, Staubablagerungen auf der Schulter.



20 Abnahme des vergilbten Wachsüberzuges. Die dunklen Flecken in der oberen Bildhälfte sind Altkittungen von Schädlingsfraßgängen. Der Farbunterschied zwischen Kittmasse und Holz tritt deutlich hervor.



21 UV-Aufnahme vor der Restaurierung: Der Wachsüberzug fluoresziert gelblich, die Kittungen und Retuschen dunkel.

22 UV-Aufnahme nach der Restaurierung: Die Oberfläche hat sich nach Abnahme vieler Alttretuschen und Reduzierung der überlappenden Kittungen sichtlich beruhigt. Die Kittungen treten hier rötlich in Erscheinung.

sichert und in seiner ästhetischen Erscheinung erheblich aufgewertet worden. Nur durch eine regelmäßige fachkundige Pflege der Skulptur kann ihre wiedergewonnene beeindruckende Ausstrahlung bewahrt werden (Abb. 23).

Literatur / Archivmaterial

Beschreibung des Oberamts Vaihingen. Hrsg. von dem Königlichen statistisch-topographischen Bureau. Stuttgart 1856, S. 239–241.

Die Kunst- und Altertums-Denkmale im Königreich Württemberg. 1. Neckarkreis. Bearb. von Eduard Paulus. Stuttgart [erschieden in Lieferungen ab] 1889, S. 485–488.

Gerhard Graf Leutrum von Ertingen: Die Gräflin Leutrumsche Frauenkirche zu Unter-Riexingen. Stuttgart 1891.

Ohne Verfasser: Ein Kreuzbild aus Barbarossas Zeit. In: Christliches Kunstblatt für Kirche, Schule und Haus 34, 1892, S. 33–60.

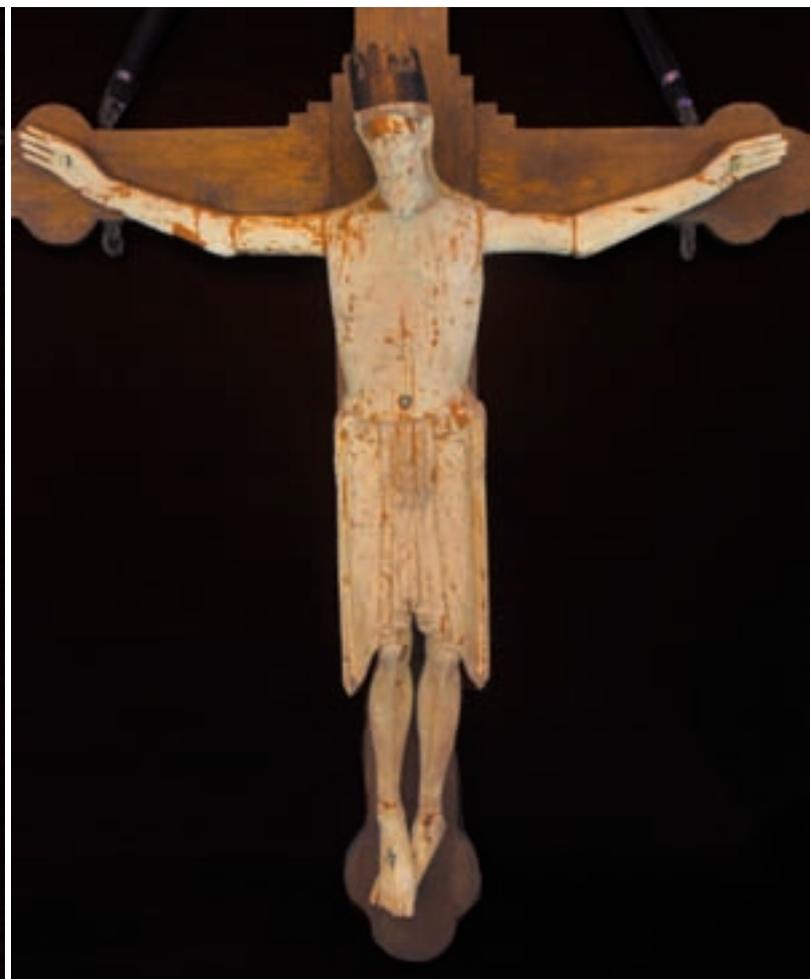
Brief von Theodor Demmler, General-Verwaltung der Staatlichen Museen [Berlin], Kaiser-Friedrich-Museum [Direktor der Abteilung 5: Bildwerke der christlichen Epochen], an Peter Goessler [Leiter des Württembergischen Landesamts für Denkmalpflege und Direktor der Württembergischen Staatssammlung vaterländischer Altertümer (kurz: Altertümersammlung) in Stuttgart], vom 7. Oktober 1920 (Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, Ortsakten: Markgröningen-Unterriexingen).

Hans Bausinger: Wallfahrten im Kreis Ludwigsburg. Ein Dokument des 16. Jahrhunderts. In: Hie gut Württemberg 8, 1957, S. 86f.

Michel Buck: Erinnerungen aus meiner Kindheit. Faksimiledruck nach der Ausgabe von 1922. Riedlingen 1981, S. 15, 63.

Markus Otto: Kulturhistorische Denkmäler des Kreises Ludwigsburg. 45. Unterriexingen – Die Wallfahrtskirche zu Unserer Lieben Frau. In: Hie gut Württemberg 32, 1981, S. 23f.

Markus Otto: Zwei Urkunden zur Frauenkirche in Unterriexingen. Ein Nachtrag zu ihrer denkmalpfle-





gerischen Dokumentation (Nr. 45). In: Hie gut Württemberg 33, 1982, S. 32.

Manuela Beer: Triumphkreuze des Mittelalters. Ein Beitrag zu Typus und Genese im 12. und 13. Jahrhundert. Regensburg 2005 (zugl. Diss. Bonn 2003), S. 812–814.

Petra Schad: Die Frauenkirche in Unterriexingen. Pfarrkirche – Wallfahrtskirche – Friedhofskirche. In: Ludwigsburger Geschichtsblätter 59, 2005, S. 17–38.

Sophie Richter: Bericht zur Konservierung und Restaurierung des romanischen Kruzifixus der Frauenkirche in Markgröningen – Unterriexingen, Archiv

des Landesamts für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, Fachgebiet Restaurierung, 2006.

Jochen Ansel

Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege

Dr. Karl Halbauer

Brückenstraße 12, 70736 Fellbach

Dipl.-Restauratorin Sophie Richter

Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege



Beim Teehaus von Amalie Zephyrine – Archäologische Ausgrabungen im Fürstlichen Park in Inzigkofen, Kreis Sigmaringen

Inzigkofen liegt auf einem risseiszeitlichen Moränenrücken wenig über 3 km westlich von Sigmaringen. Nördlich der Ortschaft weitet sich das windungsreiche, enge und tief in die Juraformationen der Schwäbischen Alb eingeschnittene Tal der oberen Donau in Richtung Osten. An der engsten Stelle wird der Fluss von zwei Felskuppen aus Massenkalken des Oberen Weissjura flankiert, dem Amalienfelsen und der so genannten Eremitage, die nahezu senkrecht zu der an der Engstelle etwa 15 m bis 20 m breiten Donau abfallen.

Hartmann Reim

Von beiden Plätzen gibt es archäologische Hinterlassenschaften. In dem 1860 erschienenen Katalog der Fürstlich Hohenzollernschen Sammlungen in Sigmaringen aus der Feder von Ludwig Lindenschmit, dem damaligen Vorstand des Römisch-Germanischen Zentralmuseums in Mainz, werden Funde aus der Jungstein- und Bronzezeit (5./4. Jahrtausend v. Chr. und beginnendes 1. Jahrtausend v. Chr.) abgebildet, darunter bearbeitete Geweinstücke, Knochengeräte und Spinnwirtel sowie Fragmente von Tongefäßen. Die jüngsten Scherbenfunde, sie stammen vom Gipfelplateau des Amalienfelsen, gehören in die frühkeltische Eisenzeit (8.–6. Jahrhundert v. Chr.).

Der Fürstliche Park

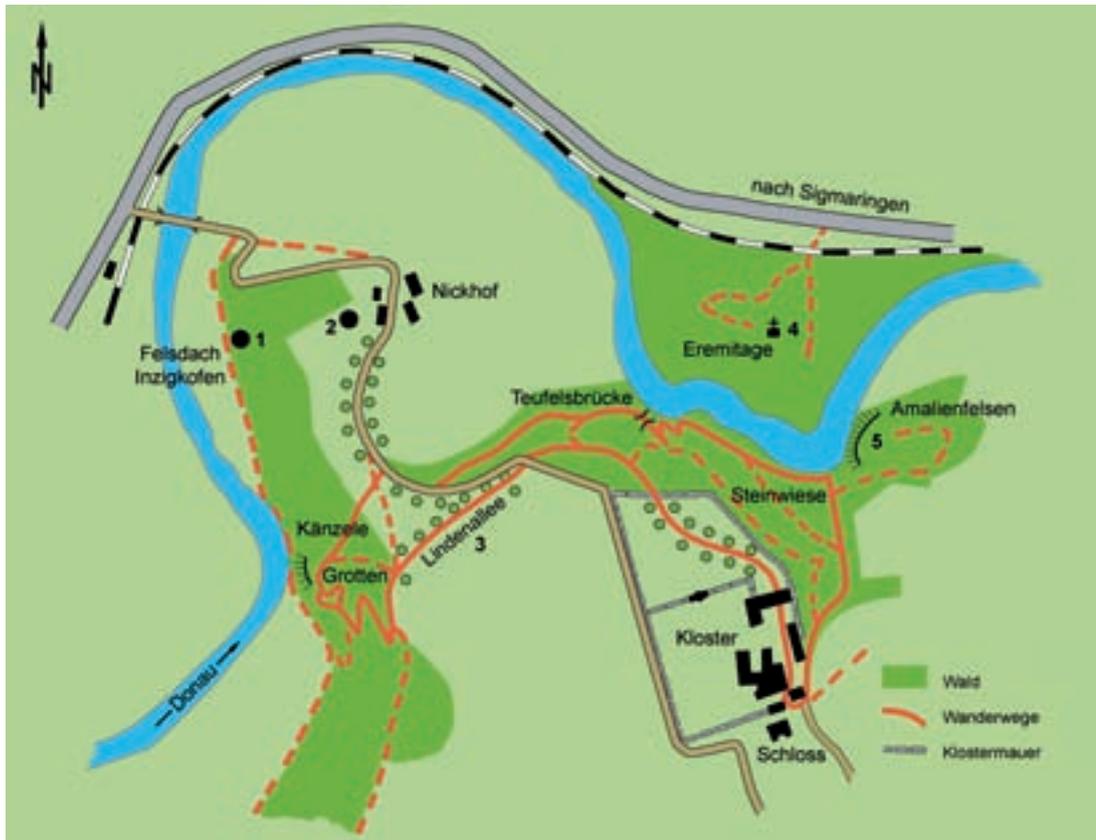
Die beiden Felsbastionen sind Teil des Fürstlichen Parks, dessen Anlage aufs Engste mit dem Namen der Fürstin Amalie Zephyrine verbunden ist (Abb. 1). Amalie Zephyrine, eine geborene Prinzessin zu Salm – Kyrburg, war die Gemahlin von Fürst Anton Alois von Hohenzollern – Sigmaringen. Von 1811 bis 1824 lebte sie im ehemaligen Amtshaus des 1356 gegründeten und 1802 säkularisierten Augustiner-Chorfrauenstiftes in Inzigkofen und auf ihre Veranlassung wurde zwischen 1815 und 1829 nordöstlich des Klosters ein Landschaftsgarten, der so genannte Vordere Park angelegt, der 1841 nach dem Kauf des fürstenbergischen Erblehenhofes Nickhof großflächig nach Westen erweitert wurde. Dieser Teil des Parks wird als Hinterer Park bezeichnet (Abb. 2). Amalie Zephyrine starb 1841. Noch im selben Jahr wurde an der 30 m hoch aufragenden Felswand des Blei- oder Blaufelsens, der zu ihrem Gedächtnis fortan Amalienfelsen benannt wurde, eine gusseiserne Inschrift angebracht, zur Erinne-

rung an die Gründerin des Fürstlichen Parks Inzigkofen (Abb. 3).

Nordwestlich des Amalienfelsens, jenseits der Donau, liegt die so genannte Eremitage, ein Felsmassiv, das in Ost-West-Richtung eine Länge von etwa 200 m aufweist und nach Osten, Süden und Westen steil zur Donau abfällt. Weniger steil ist der Nordhang des einstigen Umlaufberges. Am Ostrand der Anhöhe ließ Amalie Zephyrine 1817 ein Teehaus errichten, das so genannte „Fürstehäusle“, das 1853 zu einer Einsiedlerkapelle umgebaut und dem Heiligen Meinrad geweiht wurde. Seitdem wird dieser Teil des Parks als Eremitage bezeichnet. Die in neugotischem Stil errichtete Kapelle brannte 1947 ab und wurde durch einen bescheidenen Holzbau ersetzt (Abb. 5).



1 Fürstin Amalie-Zephyrine von Hohenzollern-Sigmaringen (1760–1841).



2 Die archäologischen Fundstellen des Fürstlichen Parks Inzigkofen:
 1 Felsdach Inzigkofen. Lagerplatz mittelsteinzeitlicher Jäger und Sammlerinnen im 8.–6. Jahrtausend v. Chr.;
 2 Frühkeltische Ansiedlung, 7.–5. Jahrhundert v. Chr., im Gewinn „Fohlenweide“;
 3 Alamannischer Friedhof, 6./7. Jahrhundert n. Chr. Mehrere Gräber mit Beigaben wurden 1848 bei der Anlage der Lindenallee entdeckt;
 4 Eremitage;
 5 Amalienfelsen.

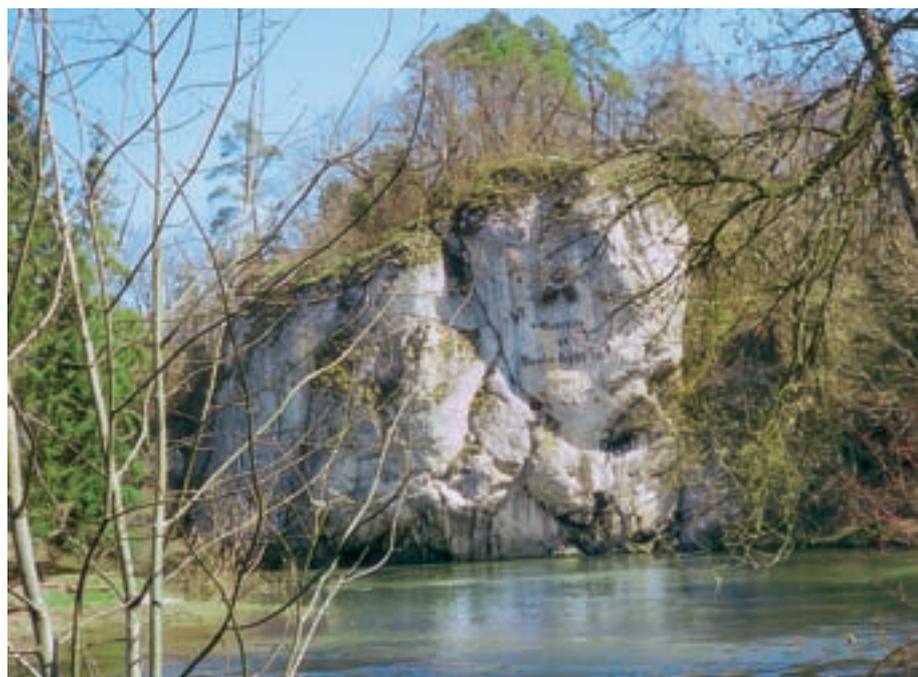
Von der Nordsee an die Donau

Etwa 50 m von der Kapelle entfernt, nahe der Hangkante, kam im April 2004 ein außergewöhnlicher Fund ans Tageslicht. Bei einer Geländebegehung war einem ehrenamtlichen Mitarbeiter eine nur wenige Zentimeter aus dem Waldboden ragende Spitze einer Bronzesichel aufgefallen. Die Besorgnis, dass Unbefugte den Fund an sich nehmen könnten, gab Veranlassung, das Stück freizulegen. Es zeigte sich, dass die Bronzesichel, zusammen mit sieben weiteren Exemplaren in einer kleinen Grube, die einen Durchmesser von etwa 30 cm aufwies, niedergelegt war. Auf der Grubensohle, in etwa 20–25 cm Tiefe, von den Sichel überdeckt, lagen eine Schnecke und ein mächtiger Eberhauer. Der Eberzahn gehört zu einem ausgewachsenen, 6–7 Jahre alten und etwa 200 kg schweren, männlichen Tier mit einer Widerristhöhe von über einem Meter. Bei der noch 6,5 cm hohen Schnecke handelt es sich um eine in der Nordsee beheimatete, so genannte Wellhornschnecke, ein im südwestdeutschen Raum bislang einzigartiges Exemplar (Abb. 4).

Die Sichel, allesamt Zungensichel mit Nietloch und Dorn, gehören einer in Süddeutschland und der Schweiz verbreiteten Formengruppe an, die an den Beginn des jüngeren Abschnitts der spätbronzezeitlichen Urnenfelderkultur, in das 11. Jahrhundert v. Chr. zu datieren ist. Nahezu identische Stücke, insgesamt 41 an der Zahl, fanden

sich zusammen mit weiteren, teilweise antik zerbrochenen Bronzegegenständen, darunter Messer, Lanzenspitzen, Beilfragmente, Nadeln, Arm- und Fußringe bei Albstadt-Pfeffingen, Zollernalbkreis. Unter den 1885 entdeckten Fundstücken ist ein bronzener Gürtelbuckel besonders zu erwähnen, denn er ist, wie die Wellhornschnecke von Inzigkofen, in unserem Land bislang ohne Parallele und als prestigeträchtiges Importstück ebenfalls aus dem „Hohen Norden“ an seinen Bestimmungsort gelangt.

3 Inzigkofen. Blick von Westen auf den Amalienfelsen mit der Inschrift zum Andenken an Amalie Zephyrine aus dem Jahr 1841.



4 Inzigkofen, Eremitage. Spätbronzezeitlicher Opferfund mit acht Bronzesicheln, einem Eberhauer und einer Wellhornschncke. Die Sehnenlänge der Sicheln schwankt zwischen 14,1 cm und 15,9 cm, die Scheitelhöhe zwischen 11,1 cm und 12,4 cm.



Gaben an die Götter

Sammelfunde wie die von Albstadt-Pfeffingen oder Inzigkofen werden als Hort- oder Depotfunde bezeichnet. In der archäologischen Forschung hat diese Fundgattung unterschiedliche Bewertungen erfahren und gibt bis zum heutigen Tag Anlass zu kontroverser Diskussion. So werden Deponierungen, vorab jene auf festem Land, unterschiedlich beurteilt. Von zur Weiterverarbeitung bestimmten Altmetalldepots von Handwerkern oder Händlern, über Schatzverstecke wertvoller Habe und damit Hinweis auf politisch unruhige Zeiten, über Selbstausrüstungen für ein jenseitiges Leben, es gibt Quellen aus dem Mittelalter, die in diese Richtung weisen, bis hin zu Weihe- und Opferfunden reicht das Spektrum der Deutungs- und Erklärungsversuche.

5 Die kolorierte Postkarte aus dem Jahr 1905 zeigt den Amalienfelsen mit Inschrift und Wappen und die jenseits der Donau gelegene Eremitage mit der Meinradskapelle.



Heute ist sich die Forschung weitgehend darin einig, dass die Mehrzahl der Depotfunde in einen kultisch-religiösen Kontext zu stellen ist. Im Besonderen gilt dies für Deponierungen an naturheiligen Orten, beispielsweise Quellen, Bächen, Flüssen und Mooren, oder landschaftsprägenden Punkten wie Felstürme, -bastionen und Bergkuppen. Vor diesem Hintergrund erscheint es berechtigt, die Gegenstände, die in der kleinen Grube auf dem Gipfelplateau der Eremitage, einem naturheiligen Platz, niedergelegt worden sind, als Opfer- oder Weihegaben anzusprechen, die sich an eine der griechischen Göttin Demeter vergleichbare Erd- und Fruchtbarkeitsgottheit gerichtet haben mögen. Die acht Erntegeräte und der Eberhauer, ein Symbol für Fruchtbarkeit, könnten für diese Deutung sprechen. Als wertvolles Prestigeobjekt aus fernen Regionen sollte die Wellhornschncke dem Opfer besonderes Gewicht verleihen.

Opferplatz und Felstor

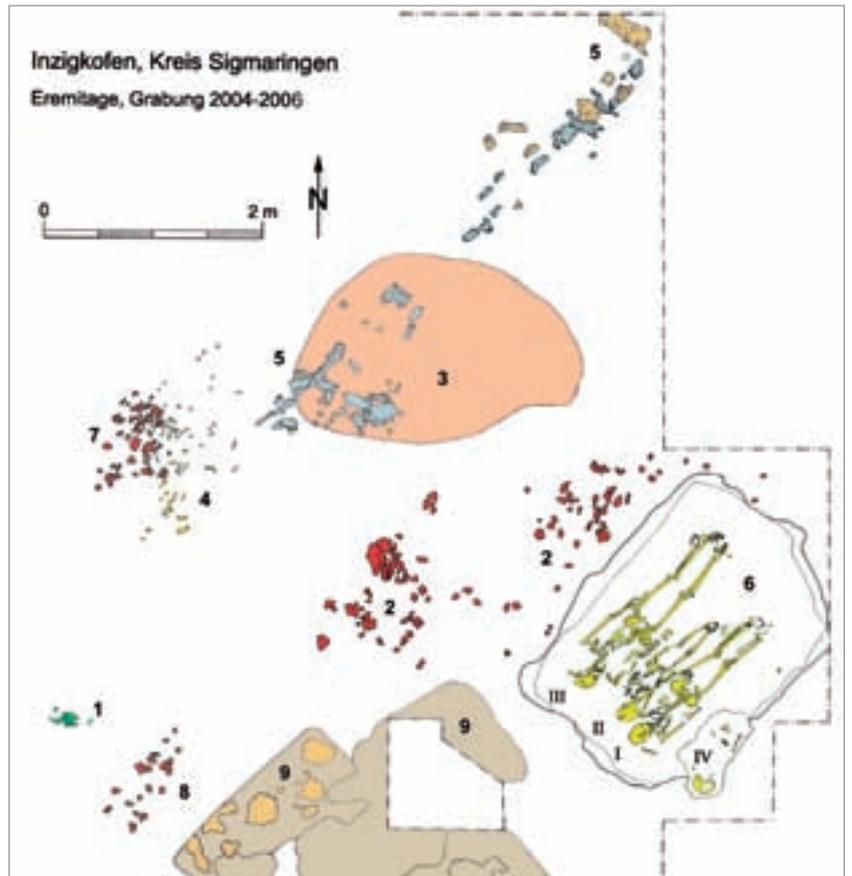
Um die einmalige Chance zu nutzen, die Befundsituation im unmittelbaren Umfeld der Depotfundstelle auf der Eremitage in Inzigkofen abzuklären und weiterführende Erkenntnisse zur Geschichte und Bedeutung des Platzes zu gewinnen, wurde noch 2004 mit einer kleinen Grabung begonnen. Die archäologischen Arbeiten, die 2005 und 2006 fortgeführt wurden, sind in dankenswerter Weise von der Fürstlich Hohenzollernschen Forstverwaltung unterstützt worden. Untersucht wurde eine Fläche von etwa 90 Quadratmetern. Auf dem gleichen Höhenniveau wie der spätbronzezeitliche Depotfund und etwa 3 m

nordöstlich von diesem, zeigte sich ein zeitgleiches Scherbenpflaster von offenbar im Zuge ritueller Handlungen bewusst an Ort und Stelle zerschlagenen Keramikgefäßen, darunter ein etwa 60 cm hohes Zylinderhalsgefäß mit einem Mündungsdurchmesser von nahezu 50 cm und Kanneluren im Schulterbereich. Neben weiteren Großgefäßen, darunter auch mehrere Schrägrandgefäße, fanden sich auch kleine dünnwandige Becher, darunter solche mit Ritz- und Riefenverzierung (Abb. 6 Nr. 2). Die Gefäße können als Behältnisse für Speise- und Trankopfer angesprochen werden.

Nördlich des Scherbenpflasters wurde eine stellenweise brandgerötete, Lehmfläche freigelegt. Sie kann als Herd- beziehungsweise Feuerstelle angesprochen werden und dürfte zusammen mit dem Scherbenpflaster Teil des spätbronzezeitlichen Opferplatzes sein (Abb. 6 Nr. 3).

Depotfund, Scherbenpflaster und Feuerstelle liegen auf einem in der Spätbronzezeit künstlich angelegten, holzausgesteiften Podium am Nordwestrand der Felskuppe (Abb. 6 Nr. 5).

Zum Opferplatz, oder Höhenheiligtum im weitesten Sinne, gehört wohl auch ein Felstor, das südlich der Kapelle, am Rand des Steilhangs gelegen ist und sich nach Nordosten in Richtung eines alten Donaulaufs öffnet. Bei einer Sondage im östlichen Randbereich des Felsplateaus, unmittelbar vor dem Felstor zeigte es sich, dass dort, offenbar im Zusammenhang mit der Anlage des Fürstlichen Parks im 19. Jahrhundert Planierungen vorgenommen worden waren und deshalb nur noch neuzeitliche Fundgegenstände angetroffen wurden, darunter die Scherben einer Porzellantasse aus dem Beginn des 20. Jahrhunderts. Dennoch drängen sich Vergleiche mit dem so genannten Heidendor, einem Felstor auf der Oberburg bei Egesheim, Kreis Tuttlingen, geradezu auf. Es ist Teil eines heiligen Bezirks beziehungsweise Opferplatzes, der nach Ausweis der Funde von der



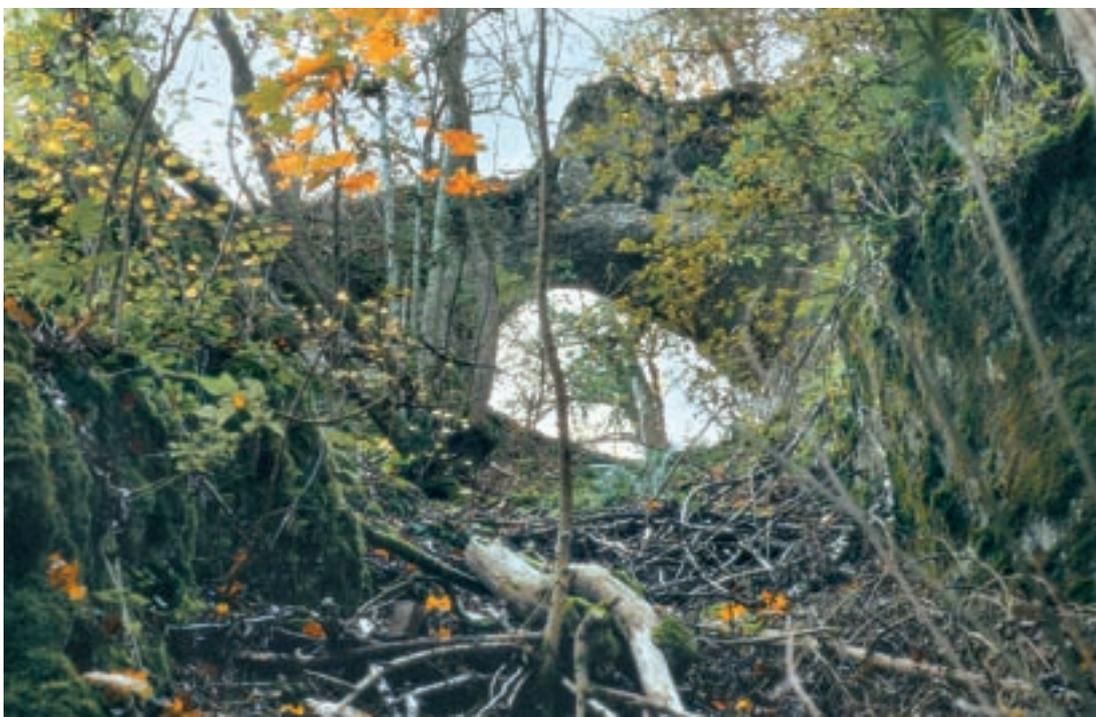
mittleren Bronzezeit im 15. Jahrhundert v. Chr. bis in die Späthallstatt-/Frühlatènezeit im 5./4. Jahrhundert v. Chr. aufgesucht wurde.

Von der Jungsteinzeit zu den Römern

Ungefähr 2 m nordöstlich des spätbronzezeitlichen Depotfundes, nahe der Hangkante, kamen kleinteilige Skelettreste und ein rundstabiger, offener Bronzearmring zum Vorschein. Nach der anthropologischen Bestimmung gehören die Knochenstücke zu einem im Alter von 8–10 Jahren gestorbenen Kind, wahrscheinlich einem Mädchen. Von zwei Knochenproben der offen-

6 Ausschnitt aus dem Übersichtsplan der Grabungen auf der Eremitage (Stand 2006).

- 1 spätbronzezeitlicher Depotfund;
- 2 spätbronzezeitliches Scherbenpflaster;
- 3 gerötete Lehmfläche;
- 4 späthallstatt-/frühlatènezeitliche Skelettreste;
- 5 verbrannte Eichenholzbalken;
- 6 frühmittelalterliche Bestattungen;
- 7, 8 jungsteinzeitliche Scherbenkonzentrationen;
- 9 neuzeitliche Eingriffe.



7 Felstor am Ostrand der Eremitage bei der Meinradskapelle. Ein weiteres Felstor liegt im Westteil des Parks bei den Grotten.

8 Inzigkofen, Eremitage. Römische Emailscheibenfibel, Mitte 2. Jahrhundert n. Chr.

9 Inzigkofen, Eremitage. Jungsteinzeitliche Funde: Durchlochter Eckzahn vom Dachs, Geweihstücke vom Rothirsch, Knochenmeißel, Knochenpfriem, Pfeilspitzen aus Jurahornstein.

10 Inzigkofen, Eremitage. Blick von Westen auf die in den Fels eingearbeitete Grabgrube der frühmittelalterlichen Dreierbestattung.

bar umgelagerten Kinderbestattung liegen 14 C-AMS-Datierungen vor, die am Institut für Teilchenphysik der ETH Zürich durchgeführt wurden. Das Alter der Skelettreste, darunter ein Zahn, liegt mit einer um 95%igen Wahrscheinlichkeit zwischen 594 v. Chr. und 351 v. Chr., einem Zeitraum also, der die Späthallstatt- und Frühlatènezeit umfasst. Mehrere frühlatènezeitliche Scherben aus dem 4. Jahrhundert v. Chr., darunter das Randstück eines flaschenartigen, auf der Töpferscheibe gefertigten Gefäßes gehören in diesen Zeithorizont.

Eine römische Scheibenfibel aus der Mitte des 2. Jahrhunderts n. Chr. mit roter Emaileinlage ist vorerst als Einzelfund anzusprechen (Abb. 8).

Die ältesten menschlichen Hinterlassenschaften auf der Eremitage, darunter mit Einstichmustern verzierte Keramikscherben, Stein- und Knochengeweräte, gehören in die Übergangszeit vom Mittel zum Jungneolithikum und sind wohl mit einer kleinen Ansiedlung in Verbindung zu bringen, die um beziehungsweise nach der Mitte des 5. Jahrtausends v. Chr. auf der natürlich geschützten



Höhe angelegt wurde. Funde aus dem Spätbeziehungsweise Endneolithikum, darunter Scherben mit Leistenverzierung und das Fragment einer Hammeraxt, bezeugen die Anwesenheit von Menschen auf der Felskuppe über der Donau auch für das 3. Jahrtausend v. Chr.

Frühmittelalterliche Reitergräber

Überraschend war die Entdeckung einer frühmittelalterlichen Grablege unmittelbar östlich des spätbronzezeitlichen Scherbenpflasters am Oststrand der Grabungsfläche (Abb. 6 Nr. 6). Die 2,60 m lange und 1,80 m breite, Südwest–Nordost orientierte Grabgrube reichte bis zu 1 m unter die heutige Oberfläche, wobei die untersten 20–30 cm in den anstehenden Weißjurafelsen eingearbeitet waren (Abb. 10). In einer zu postulierenden hölzernen Grabkammer, von der sich keine Reste erhalten hatten und deren Abmessungen etwa 2,00 m auf 1,40 m betragen haben dürften, waren eng nebeneinander liegend drei männliche Tote mit Blick nach Nordosten beigesetzt worden (Abb. 6 Nr. 6, I–III). An der nördlichen Kammerwand lag ein 1,76 m großer Mann, der im Alter von um oder knapp über 20 Jahren verstorben war. Im Knöchelbereich des linken Fußes fand sich ein eiserner Nietsporen, am rechten Unterschenkel lag ein etwa 13 cm langes Eisenmesser, daneben eine 2 cm lange, zweinietige Riemenzunge aus Bronze mit Punkt- und Ritzverzierung. Der Tote im Südteil der Kammer war 1,66 m groß und um 40 Jahre alt. Zu seiner Ausstattung gehört ein Eisenmesser sowie eine eiserne Tüllenpfeilspitze. Am linken Fuß fand sich ein eiserner Nietsporen. Zwischen den beiden Erwachsenen und von diesen gleichsam in Schutz genommen, lag ein 8-9 Jahre altes Kind, das mit etwa 1,30 m für sein Alter überdurchschnittlich groß war. Durch den eisernen Nietsporen am linken Fußknöchel ist der Knabe, ebenso wie die beiden Erwachsenen, als Reiter ausgewiesen. Zu seiner Beigabenausstattung zählt möglicherweise auch ein bandförmiger Fingerring aus Silber, der allerdings nicht in situ angetroffen wurde. Die Beigaben, in erster Linie die Nietsporen ermöglichen die Datie-



rung der Dreifachbestattung in die Zeit um 700 n. Chr. (Abb. 12).

Anzumerken bleibt, dass südlich außerhalb der Grabkammer und 40–50 cm höher gelegen als deren Sohle, die Bestattung eines 5–6 Jahre alten Kindes, wohl männlichen Geschlechts zutage kam, das mit einem Eisenmesser und einer 6,2 cm langen, zweinietigen Riemenzunge aus Eisen ausgestattet war (Abb. 6 Nr. 6, IV).

Vater und Söhne im Tod vereint

Die vier Bestatteten gehören möglicherweise zu einer Familie. Die anthropologischen Untersuchungen weisen in diese Richtung und auch die am Institut für Anthropologie und Humangenetik der Eberhard-Karls-Universität Tübingen durchgeführten DNA-Analysen widersprechen dieser Einschätzung nicht. Die drei in der Grabkammer beige-setzten Toten, wohl der Vater und zwei seiner Söhne, sind keines natürlichen Todes gestorben, sondern an Hieb- und Stichverletzungen, die ihnen bei einem Kampfgeschehen zugefügt worden sein dürften (Abb. 11). Bei dem außerhalb der Grabkammer beerdigten Kind konnten dagegen keine Hinweise auf Gewalteinwirkung als Todesursache festgestellt werden (Abb. 6 Nr. 6, IV). Warum die vier Toten fernab der damaligen Siedlungen auf der einsamen Felskuppe bestattet wurden, bleibt vorerst im Dunkeln. Der rätselhafte Befund wirft viele Fragen auf und zeigt deutlich, dass wir noch weit davon entfernt sind, Archäologie und Geschichte der Eremitage, dieses eindrucksvollen Platzes über der Donau, gesamthaft zu überblicken.

Literatur

M. Beck, Inzigkofen. Kurzchronik mit Bildern aus Inzigkofen, Vilsingen und Engelswies (Horb 1988).

R. Dehn / J. Klug, Fortführung der Grabungen am „Heidentor“ bei Egesheim, Kr. Tuttlingen. Arch. Ausgr. Baden-Württemberg 1992, 99–103.

M. Goerlich, Gebildete Zeitgenossen lustwandeln. Die Fürstlichen Anlagen in Inzigkofen (Kreis Sigmaringen). Denkmalpflege in Baden-Württemberg. Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege 3, 2006, 114–119.

A. Hänsel / B. Hänsel, Gaben an die Götter. Schätze der Bronzezeit Europas. Museum für Vor- und Frühgeschichte, Staatliche Museen Berlin, Bestandskatalog, Band 4 (Berlin 1997).

H. Reim, Spätbronzezeitliche Opferfunde und frühmittelalterliche Gräber – Zur Archäologie eines naturheiligen Platzes über der Donau bei Inzigkofen, Kreis Sigmaringen. Arch. Ausgr. Baden-Württemberg 2005, 62–65.

J. Wahl, Tatort Inzigkofen: Eine frühmittelalterliche



Mehrfachbestattung mit multiplen Gewalteinwirkungen von der Eremitage. Arch. Ausgr. Baden-Württemberg 2005, 66–68.

Prof. Dr. Hartmann Reim
Potsdamerstraße 1, 72108 Rottenburg

12 Inzigkofen, Eremitage. Beigaben aus den frühmittelalterlichen Gräbern.

11 Inzigkofen, Eremitage. Die frühmittelalterliche Dreierbestattung. In der Mitte der 40 Jahre alte Mann, dessen Schädel eine tödliche Hiebverletzung aufweist. Daneben der 8–9 Jahre alte Knabe mit tödlichen Stichverletzungen im Halswirbelbereich.





Oberflächenreinigung gusseiserner Kulturdenkmale mit einem neuen Verfahren am Beispiel der Schiltachbrücke in Schramberg

Die Reinigung und Oberflächenvorbereitung von denkmalgeschützten Objekten aus Eisen und Stahl hat wegen ihrer Komplexität Korrosionsschützer und Restauratoren gleichermaßen angeregt. So galt die Reinigung bis auf das blanke Metall und eine anschließende Feuerverzinkung historischer Objekte über lange Jahre hinweg als Standardschutz. Die Verfahren zur Vorbehandlung für eine anschließende Beschichtung sind u.a. in der Norm „Korrosionsschutz von Stahlbauten durch Beschichtungssysteme“ (EN-ISO 12944-4) beschrieben und geregelt. Eher unberücksichtigt blieb dabei, dass in dieser Norm durchaus Reinigungssysteme festgehalten sind, die ein schonendes Verfahren zulassen und bei denen vorhandene Passivschichten wie Zunderhäute (Schmiede-, Walz- bzw. Gusshäute) und fest anhaftende, dünne und nahezu wasserfreie Rostschichten auf den Objekten belassen werden können. Erste Reinigungsversuche mit dem neu entwickelten Trockeneisstrahlverfahren an der Schiltachbrücke in Schramberg (Abb. 1) haben in diesem Zusammenhang gezeigt, dass hierdurch eine oberflächenschonende Reinigung möglich ist. Eine Entfernung oder gar Durchschlagung der seit 1848 auf dem Objekt befindlichen passiven Gusshaut findet nicht statt. Da bisher keine Kenntnisse über die Oberflächenveränderungen während der Reinigung vorlagen, wurde anhand einer Untersuchungsreihe überprüft, inwiefern dieses Verfahren in das historische Objekt eingreift.

Rolf-Dieter Blumer / Joachim Kinder / Frank Schad

Für die Sanierung älterer Stahl- und Eisenkonstruktionen ist die Befreiung der Oberflächen von alten Farbschichten sowie Rostbelegungen und natürlich auch von Verschmutzungen wie Vogelkot zwingend erforderlich, um nachfolgenden Schutzanstrichen eine ausreichende Haftgrundlage zu geben, und vor allen Dingen, um den weiteren Korrosionsfortschritt wirksam zu stoppen. Aufgrund neuerer Erkenntnisse ist es bei historischen Objekten erforderlich, die häufig unter den Farb-, Korrosions- und Schmutzschichten zumindest noch teilweise vorhandenen alten Zunder- oder Eisenkarbidoberflächen zu erhalten. Dies hängt damit zusammen, dass die meist dichten und passiven Zunderoberflächen, die während der Herstellung der Konstruktionsteile entstanden, üblicherweise einen innigen Verbund mit der metallischen Unterlage bilden. Hinzu kommt die Tatsache, dass diese Zunderschichten elektrochemisch sehr viel Ähnlichkeit mit Rost als typi-

schem Korrosionsprodukt haben, sodass die Tendenz zur ausgeprägten Korrosion, wie sie beispielsweise für frisch gereinigte metallische Oberflächen typisch und damit auch äußerst schädlich ist, bei Vorhandensein von Zunderschichten stark vermindert auftritt. Außerdem sind Zunderschichten normalerweise relativ dicht aufgewachsen, während Korrosionsbelegungen in aller Regel sehr voluminös und porös sind, wodurch beispielsweise erhebliche Feuchtigkeitsmengen aber u.a. auch Salze wie Chloride in ihnen eingeschlossen werden können, die dann die weitere Korrosion sehr begünstigen und beschleunigen. Der anzustrebende Reinigungsgrad von historischen Eisen- und Stahloberflächen ist unmittelbar von Fertigungsverfahren, Herstellungstechniken sowie der Nutzungsgeschichte des jeweiligen Objektes abhängig. Das Ausmaß der über viele Jahre aufgewachsenen Korrosionsschichten wie auch in der Vergangenheit vorgenommene Reini-

gungsverfahren sind entscheidend für die Auswahl geeigneter Oberflächenreinigungsverfahren und -behandlungen. Ebenso entscheidend sind Materialstärke und Festigkeit des Werkstoffes. Hier sind Verletzungen und Materialschwächungen durch korrosive Abtragung in die Überlegungen mit einzubeziehen. In der Regel muss auch die Oberflächenbeschaffenheit eines neu zu beschichtenden Trägerwerkstoffes durch sorgfältig definierte Entrostungsgrade festgelegt werden. Die Haftfähigkeit der Überzüge steht somit mit dem Reinigungsgrad der Objekt Oberfläche in direktem Zusammenhang. Historische und über Jahrhunderte freibewitterte Objekte aus Eisen und Stahl, deren Oberflächen meist noch erhaltene Reste sehr dünner Zunderhäute aufweisen, müssen daher nicht zwingend metallisch blank gereinigt werden, um sie neu zu beschichten. Heute steht den Restauratoren eine Vielzahl von so genannten restrostverträglichen Beschichtungssystemen zur Verfügung, deren Wirkung zum Teil wie im Fall der Bleimennige auf jahrhundertlanger Erfahrung basiert. Auch Dickschichtsysteme und Reaktionsgrundierungen auf Polyurethanbasis, wie sie von der Industrie angeboten werden, halten den Anforderungen der Restrostverträglichkeit stand und binden diese Schichten in das neue Beschichtungssystem ein.

Herkömmliche Oberflächenreinigungsverfahren haben üblicherweise das Ziel, eine metallisch blanke Oberfläche zu erzeugen. Hierfür werden im großen Stil Partikelstrahlverfahren eingesetzt (insbesondere Sand- und Kugelstrahlen). Im Bereich der Restaurierung, aber auch bei filigraneren Konstruktionen werden häufig ebenfalls z. B. Mikropartikelstrahlverfahren sowie das klassische Handentrostern mittels Stahlbürsten eingesetzt. Die so gereinigten Oberflächen sind besonders vorteilhaft für die meisten Beschichtungsverfahren.

Ein Problem bei der Reinigung gusseiserner Kulturdenkmale besteht darin, dass deren Oberflächen jeden Fehler des Werkstoffes und seiner Verarbeitung aufzeigen. Bei abtragenden Reinigungsverfahren mit Freilegung bis zur metallisch blanken Oberfläche werden dabei herstellungsbedingte Poren und Inhomogenitäten freigelegt bzw. Fehler und Eigenschaften des Werkstoffgefüges wie z. B. weichere Bereiche in der Guss Oberfläche geöffnet oder gar ausgestrahlt. Im Falle einer anschließenden Verzinkung mittels Flammstrahl- oder Tauchverfahren bzw. eines Anstrichs mit Zinkstaubfarbe, wie sie in den letzten Jahren oft angewendet wurden, ist ein Versagen der Schutzwirkung geradezu vorprogrammiert. Die auf den metallisch blanken Guss aufgetragene Verzinkung kann in Bereichen ausgestrahlter Kohlenstofflamellen, die an der Oberfläche als feine Löcher sichtbar sind, nicht eindringen und hinterlässt daher Öffnungen in der Zinkoberfläche. An diesen Löchern kann nach Abreißen der Fernschutzwirkung von Zink verstärkt Korrosion im Inneren des Werkstoffes auftreten. Hierdurch setzt dann ein „innerer“, d. h. zunächst äußerlich unsichtbarer Vernichtungsprozess des Objekts ein (Abb. 2). Zudem können historische Oberflächen in Teilbereichen durch Sandstrahlreinigung bis zur Unkenntlichkeit des Objekts zerstört werden. Die Auswahl eines geeigneten Reinigungsverfahrens ist daher in hohem Maße vom Zustand der Objekt Oberfläche abhängig. Da diese Parameter im Falle historischer Objekte sehr unterschiedlich ausgeprägt sind, ist nur in extremen Einzelfällen eine Entscheidung für eine abtragende Oberflächenreinigung bis zur metallisch blanken Oberfläche zu befürworten, sodass eine völlige Abnahme von Oxid- und Zunderschichten eher als Ausnahme gelten sollte.



1 Gesamtansicht der Schiltachbrücke in Schramberg nach Demontage der Geländer (Zustand Mai 2006).

2 Ausgestrahlte Kohlenstofflamellen mit ausgeprägtem Lochfraß am 1970 gereinigten und flammgespritzverzinkten Nürtinger Stadtbrunnen. Die Ausblutungserscheinungen zeigen deutlich, dass die Fernschutzwirkung des Zinks versagt hat und die Korrosion im Inneren der Platte voranschreitet.



Trockeneisstrahlen – Verfahren und Technik

Das Trockeneisstrahlen ist ein Partikelstrahlverfahren, bei dem Kohlendioxid (CO₂)-Granulat als Strahlmittel verwendet wird. Im Gegensatz zu anderen Strahlmedien, die ihren festen Aggregatzustand während des gesamten Arbeitsprozesses nicht ändern, beruht die Oberflächenwirkung des gefrorenen Kohlendioxids nicht nur auf dem mechanischen Impuls, der beim Aufprall abgegeben wird, sondern auch auf anderen physikalischen Effekten. Das eröffnet ein breites Anwendungsspektrum für diese Technik, deren Möglichkeiten vor allem auch im restauratorischen Bereich sicher noch nicht ausgeschöpft sind.

Trockeneis wird aus flüssigem Kohlendioxid durch rasche Entspannung gewonnen. Der dabei ent-

3 Reinigung eines gusseisernen Elementes der Schiltachbrücke in Schramberg mittels Trockeneisstrahlverfahren.



stehende -79°C kalte Schnee wird zu so genannten Pellets verpresst, deren Durchmesser beim Trockeneisstrahlen 3 mm beträgt. Bei Bedarf können sie während des Strahlens weiter zerkleinert werden, wenn empfindlichere Oberflächen zu reinigen sind. Im Druckluftstrahl werden die Strahlpartikel auf bis zu Schallgeschwindigkeit beschleunigt und sublimieren sofort nach dem Auftreffen auf der zu behandelnden Oberfläche. Sie entfalten dabei eine dreifache Wirkung:

1. Wie bei allen anderen Strahlverfahren geben die beschleunigten Partikel ihre kinetische Energie beim Aufprall ab. Ihre Mohs'sche Härte entspricht etwa der von Gips.
2. Die zu entfernende Schicht kühlt abrupt ab, versprödet und reißt auf.
3. Teile des gefrorenen Kohlendioxids dringen in die Risse von Schmutzkrusten und Farbaufträgen ein, sublimieren dort unter einer 400-fachen Volumenvergrößerung und sprengen sie – im mikroskopischen Bereich – regelrecht ab.

Auf diese Weise werden Lacke, Öle, Fette, Teer, Bitumen, Tinte, Harz, Klebstoffe, Wachs, Silikon- und Gummirückstände, Kaugummi und verschiedenste Schmutzbeläge von unterschiedlichsten Trägermaterialien entfernt. Dass dies sehr feinfühlig geschehen kann, haben erste Einsätze an lackierten Oberflächen historischer Eisenkonstruktionen gezeigt, wo es gelang, Altlacke Schicht für Schicht abzutragen, ohne die schützende Gusshaut oder Zunderschicht zu beschädigen (Abb. 3).

Für solche korrosionsgefährdeten Denkmale ist sicher von Vorteil, dass Kohlendioxid ein sehr reaktionsträges Molekül ist. Zu seinen weiteren positiven Eigenschaften zählt seine schlechte Leitfähigkeit – es kann sogar für die Reinigung von Schaltschränken verwendet werden. Nach dem Einsatz sind kein Abwasser, keine Chemie und keine Strahlmittelreste zu entsorgen. Zurück bleiben lediglich die abgestrahlten Substanzen, die je nach Menge und Zusammensetzung entweder mit der vorhandenen Druckluft abgeblasen oder mit Saugern aufgenommen werden.

Geräteseitig wurde für diese Entlackungsversuche ein Trockeneis-Strahler der Firma Kärcher eingesetzt. Unterschiedliche Düsengeometrien und -größen erlauben den Einsatz auf sehr unterschiedlich gestalteten und dimensionierten Objekten.

Das Gerät verbraucht 30 bis 100 kg Trockeneis in der Stunde. Die in Isolierboxen angelieferten Pellets verlieren auf diese Weise aufbewahrt innerhalb eines Tages etwa 8 % ihres Gewichts und bleiben je nach Umgebungsbedingungen 3 bis 5 Tage gebrauchsfähig. Danach werden sie weich, und die Abreinigungsleistung geht deutlich zu-

rück. Für das Trockeneis-Strahlgerät wird für Entlackungsarbeiten ein fahrbarer oder ortsfester Druckluftkompressor benötigt. Die Druckluft muss wasser- und ölfrei sein, daher wird die Verwendung eines Wasser- und Ölabscheiders empfohlen.

Da die Lärmbelastung nicht unerheblich ist, muss der Bediener einen Gehörschutz tragen. Beim unvorsichtigen Berühren von Trockeneis kann es aufgrund der extremen Kälte zu Hautverletzungen kommen. Zur Sicherheit des Anwenders muss daher seine Ausrüstung außerdem aus Overall, Schutzbrille oder Helm mit Sichtschutz und Handschuhen bestehen (Abb. 4). Des Weiteren sollte darauf geachtet werden, dass in geschlossenen Räumen oder Strahlkabinen eine Belüftungsanlage vorhanden ist oder ein Atemschutz getragen wird.

Trockeneisstrahlen – Schiltachbrücke in Schramberg

Die Schiltachbrücke in Schramberg besteht aus zwei auf Buntsandsteinlagern eingesetzten Jochen (Abb. 5–6). Diese werden jeweils aus vier Einzelsegmenten gebildet, die an Kopfplatten durch je vier Schrauben miteinander verbunden sind. Zwischen den Jochen liegen rechtwinklig und in gleichem Abstand gegossene Auflager für die quadratischen, durchbrochenen, frei eingelegten Gusstrittplatten. Unter den Brückenjochen sind in ebenfalls rechtwinkliger Anordnung Puddelstahlstäbe als Querverbindung eingeschraubt. Die Geländer sind an kleinen, achteckigen Säulen eingehängt, deren oberer Abschluss von Pinienzapfen gebildet wird. Die einzelnen Geländersegmente zwischen den Pfosten werden oben und unten durch jeweils einen breiten Fries aus vegetabilen Elementen begrenzt, in deren Mitte sich jeweils eine Blattmaske befindet. Der Raum zwischen diesen beiden Friesen wird durch eine mit-



4 Anwender des Trockeneisstrahlverfahrens mit entsprechender Schutzbekleidung wie Gehörschutz, Overall, Schutzbrille oder Helm mit Sichtschutz und Handschuhen.

tige Ziersäule in zwei gleich große Hälften unterteilt. In den beiden so entstandenen Feldern ist jeweils ein diagonal eingebrachtes, kreuzförmiges Zierelement zu sehen, das ebenfalls aus vegetabilen Formen gebildet wird (Abb. 7). Abgesehen von den aus Puddelstahl gefertigten Querverstrebungen wurde die Brücke ausschließlich aus Gusseisen erstellt. Konstruktiv kann die Schiltachbrücke in Schramberg, die 1848 im Auftrag von Isidor Faist entstanden ist und somit zu den älteren Eisenbrücken in Baden-Württemberg zählt, den Gusseisenbrücken zugeordnet werden. Sie ist die einzige in Schramberg erhaltene gusseiserne Brücke und damit ein wichtiges Dokument des Brückenbaus. Die Formenvielfalt und Grazilität ist typisches Merkmal von Brückendekorationen der Mitte des 19. Jahrhunderts (Baujahr 1848).



5 Detail der Konstruktion der Schiltachbrücke mit den Buntsandsteinlagern.

6 Detail der Konstruktion der Schiltachbrücke mit den gegossenen Auflagern für die frei eingelegten Gusstrittplatten.



Bei den heute aufliegenden Farbfassungen (Abb. 8) handelt es sich um Beschichtungen, die im letzten Jahrhundert aufgebracht wurden. Diese blättern stark ab und sind von Korrosion durchsetzt. Aufgrund dieser indifferenten Oberfläche ist das derzeitige Erscheinungsbild der Bauteile sehr unterschiedlich und weist teilweise eine aufgerissene Oberfläche auf. Die letzte Farbfassung war ein zarter Grünerton auf Alkydharzbasis. Eine originale, historische Farbfassung konnte bei den restauratorischen Voruntersuchungen vor Ort bislang nicht festgestellt werden. Inwiefern Objekte dieser Art überhaupt farbig gefasst waren, ist nicht eindeutig zu klären. Sicher ist jedenfalls, dass es Darstellungen von gefassten Eisenobjekten gibt, aber auch Darstellungen, auf denen die Gusshaut sichtbar ist. Nachdem die Besitzverhältnisse der Brücke lange ungeklärt waren, ist sie nach jahrzehntelanger Vernachlässigung in den letzten Jahren durch den heutigen Besitzer gesichert und abgebaut worden. Nun steht die Restaurierung dieses herausragenden Bauwerks an. Die Brücke soll nach der Instandsetzung als Zu-

gang zum Firmenparkplatz des Eigentümers dienen. Derzeit wird geprüft, ob hierzu eine statische Ertüchtigung erforderlich ist. Aus konservatorischer Sicht ist ein zurückhaltendes statisches Konzept möglichst ohne Eingriffe in die bauzeitliche Substanz zustimmungsfähig. Infolge der Vernachlässigung sind einige fehlende Brückenteile – sowohl Bodenplatten als auch Pfosten und Geländerteile – zu beklagen, die aus Kosten- und Konzeptgründen modern mit Glas- und Stahlelementen ergänzt werden sollen.

Trockeneisstrahlen – Naturwissenschaftliche Untersuchungen

Im Sinne einer Vergleichsuntersuchung wurde das Forschungsinstitut für Edelmetall und Metallchemie (fem) in Schwäbisch Gmünd beauftragt, eine oberflächlich korrodierte und verschmutzte Ofenplatte, die mit verschiedenen Verfahren gereinigt wurde, gezielt zu untersuchen, um den Einfluss der verschiedenen Reinigungsverfahren auf die Integrität der alten Zunderschicht zu ermitteln. Von dieser Ofenplatte wurden mehrere mit unterschiedlichen Verfahren gereinigte Teilflächen ausgewählt, von denen kleinere Proben entnommen wurden (Abb. 9). Bei den mit Trockeneis gestrahlten Flächen wurde genauso wie bei der Referenzprobe versucht, Bereiche der Ofenplatte zu entnehmen, die gewisse Kontursprünge wegen des Reliefmusters enthalten. Hierdurch sollten z. B. Abschattungseffekte beim Strahlen erfasst werden. Da die mikropartikelgestrahlten Flächen alle den reliefarmen Bereichen der Ofenplatte entstammen, erübrigte sich hier die gezielte Auswahl. Es wurden folgende Be-



7 Geländersegment der Schiltachbrücke mit trockenestrahletem Bereich auf der linken Seite.

8 Details des Geländersegments vor (a, c) und nach (b, d) dem Trockeneis-Strahlen.



a



c



b



d

handlungszustände der Ofenplatte für die Untersuchungen ausgewählt: Unbehandelte Referenzprobe (Probe 10), mit Trockeneis gestrahlte Probe (Probe 2b), mit Mikrokorundkorn gestrahlte Probe (Probe 6), mittels Stahlbürste handentrostete Probe (Probe 9).

Diese Proben wurden zunächst mittels Stereomikroskop optisch untersucht und dokumentiert und später auch mittels Rasterelektronenmikroskop bei sehr viel höherer Vergrößerung begutachtet, um die im Zuge der verschiedenen Reinigungstechniken auftretenden oberflächlichen Veränderungen möglichst vollständig zu erfassen. Außerdem wurde eine Oberflächenuntersuchung in der Art einer optischen Rautiefenmessung durchgeführt, wofür die Probenoberflächen zur Sicherstellung einer ausreichenden Reflektivität mit Gold beschichtet werden mussten. Darüber hinaus wurden von den ausgewählten Proben metallografische Anschliffe angefertigt, die lichtmikroskopisch einen quantifizierbaren Blick auf die gegebenenfalls verbliebenen Zunderschichten ermöglichen sollten.

Das unterschiedliche Erscheinungsbild der verschiedenen behandelten Oberflächenbereiche der Ofenplatte lässt bereits auf eine unterschiedliche Abtragung der unter dem Rost befindlichen alten Gusshaut aus Zunder erkennen. So sind die mit Trockeneisstrahlverfahren behandelten Bereiche (oben rechts in Abb. 9) zundergrau, wohingegen die mit Mikropartikeln gestrahlten Teilflächen sowie die handentrostete Reinigungsfläche am unteren Rand der Ofenplatte metallisch glänzend

sind, das heißt, zumindest partiell wurde die alte Gusshaut abgetragen. Die Beobachtung eines nach einigen Tagen auftretenden punktuellen Rostansatzes der mit Mikropartikeln gestrahlten und der handgebürsteten Oberflächen macht deutlich, wie aktiv die auch nur teilweise vom Rost und der darunter liegenden restlichen Gusshaut befreiten Oberflächen sind. Zwar mögen metallische blanke Oberflächen für bestimmte Beschichtungen wie z. B. Feuerverzinkungen von Vorteil sein, aber bereits wenige Tage mit erhöhter Luftfeuchtigkeit genügten, um auf den ungeschützten Oberflächen im Gegensatz zu der mit Trockeneis gestrahlten Oberfläche neuen Rostansatz in nicht unerheblichem Umfang zu erzeugen. Somit erscheint eindeutig, dass das Trockeneisstrahlen grundsätzlich geeignet ist, in ausreichendem Maße Rostauflagen und Farbstriche sowie sonstige Verunreinigungen abzutragen, ohne die darunter liegende Gusshaut signifikant zu schädigen.

Zwar greift dieses Verfahren auch die alte Gusshaut etwas an, und dies scheint dort besonders stark zu erfolgen, wo die Gusshaut ohnehin besonders dünn bzw. durch korrosive Abläufe vorgeschädigt war. In diesem Zusammenhang erscheint dann auch die partielle Freilegung von Graphitlamellen im Gusseisen durchaus kritisch, denn hier könnten spezifische Korrosionserscheinungen des Gusseisens (so genannte Spongiose) gefördert werden, falls entsprechende Dauerbeanspruchungen wirksam werden, wie sie aber üblicherweise nur bei Bodenlagerung auftreten



9 Mit verschiedenen Strahl- bzw. Reinigungsverfahren partiell behandelte renaissancezeitliche Ofenplatte aus Guss-eisen mit Markierung der vorgesehenen Untersuchungs-bereiche.

können. Andererseits gibt die temporäre Unempfindlichkeit insbesondere der mit Trockeneis gereinigten Oberfläche Anlass zu der Hoffnung, dass nach dem Aufbringen des eigentlichen Korrosionsschutzsystems jede weitere Korrosion längerfristiger unterbunden wird, als dies für die konventionellen Reinigungs- und Entrostungsverfahren gilt.

Es wird zwar deutlich, dass bei ausreichend fester Unterlage die abtragende Wirkung des Trockeneisstrahlens im Vergleich zum Mikrokorundkornstrahlen und zum Handtrocken Zunderschonend ist, aber es bleibt natürlich offen, ob diese Schonung des Zunders erhalten bleibt, falls großräumigere Unterrostungen, die mit entsprechenden Hohlraumbildungen einhergehen, in dem zu reinigenden Bauteil vorhanden sind. Zur Beantwortung dieser Frage sind aber weitere gezielte Untersuchungen erforderlich.

Ein Pellet (engl. Bällchen, Kügelchen) ist ein kleiner zylinderförmiger Körper aus gepresstem Material. Die Mohs'sche Härteskala ist eine relative, zehnteilige Härteskala (Ritzhärte), bei der das nächsthärtere Mineral das vorhergehende, weichere Mineral ritzt. Die Härte eines Minerals wird dabei mit den in der Tabelle festgelegten Standards verglichen.

Rolf-Dieter Blumer

Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege

Dr. Joachim Kinder

Forschungsinstitut Edelmetalle & Metallchemie (fem)
Katharinenstraße 17
73525 Schwäbisch Gmünd

Frank Schad

Alfred Kärcher GmbH & Co. KG
Alfred-Kärcher-Straße 28-40
71364 Winnenden

Überlingens letzte Renaissancefenster als Motive der Malerei des späten 19. Jahrhunderts Gemälde von Max Thedy dokumentieren seltene Fenster

Die jüngste Restaurierung der Alten Stadtkanzlei in Überlingen begann 1995 und konnte mittlerweile abgeschlossen werden. Neben den Sandsteinfassaden, der bauzeitlichen Wandmalerei und der Holzausstattung in den historischen Archivräumen waren auch die bauzeitlichen Fenster Schwerpunkt konservatorischer Arbeit. Nach längerer, sorgfältiger Vorbereitung wurde ein Konzept zur Sicherung und schonenden Reparatur des wertvollen Fensterbestandes erfolgreich umgesetzt. Es war daher eine Überraschung, eines dieser Renaissancefenster auf einem Gemälde Max Thedys in der Überlinger Kunstausstellung 2005 zu „entdecken“. Das während eines Malaufenthalts 1886 entstandene, detailreiche „Fenster-Porträt“ zeugt von einer ausgeprägten künstlerischen Wertschätzung solcher historischer Bauteile und zugehöriger Interieurs. Im Vergleich dazu ist leider bis heute bei vielen Denkmaligentümern, Nutzern, Architekten und Handwerkern die Wertschätzung für historische Fenster und deren Erhalt noch immer zu wenig entwickelt.

Volker Caesar

Von Juli bis November 2005 war in Überlingen die von Michael Brunner und Marion Harder-Merkelbach konzipierte Sonderausstellung „1100 Jahre Kunst und Architektur in Überlingen (850–1950)“ zu sehen. Mit dem dazu erschienenen Begleitbuch, das durch große Sachkenntnis zahlreicher Mitautoren und hervorragende Bebilderung überzeugt, unternehmen die Herausgeber den „erstmaligen Versuch, eine systematische Kunstgeschichte Überlingens vom Mittelalter bis zum Ende der allgemein als „Klassische Moderne“ bezeichneten Epoche zu verfassen“. Nicht nur die Fülle der Exponate, sondern vor allem wenig bekannte Motive unter der ausgestellten Malerei des 19. und 20. Jahrhunderts machten die Ausstellung zu einem Gewinn. Das besondere denkmalpflegerische Interesse zogen Bilder von Kulturdenkmälern und historischen Darstellungen aus der Altstadt auf sich, die sonst in Überlingen nicht zu sehen sind, darunter zwei Leinwandgemälde von Max Thedy: „Interieur aus dem Rathaus in Überlingen“, aus den Beständen des Museums der bildenden Künste Leipzig, und „Stube in Überlingen am Bodensee“, aus den Kunstsammlungen zu Weimar. Der in München geborene und aufgewachsene Max Thedy (*16.10.1858 in München, †13.8.1924

in Polling bei Weilheim, beigesetzt auf dem Historischen Friedhof in Weimar) verlor bereits im Alter von 9 Jahren seinen Vater, 2 Jahre später die Mutter. Sein offenbar früh entdecktes künstlerisches



1 Ernestine Hirschler-Kunwald, Porträt
Max Thedy 1893; Öl auf
Karton, Privatbesitz.





2 Alte Stadtkanzlei und Münsterplatz von Nord-osten in einer historischen Aufnahme von Hoffotograf German Wolf, vor 1894; das Foto zeigt den Zustand von Platz und Bauten, wie ihn Thedy und von Cederström bei ihren Malerreisen vorgefunden haben; die Fenstergruppe in von Cederströms Gemälde befindet sich rechts neben dem Eingangsportal.

3 Alte Stadtkanzlei und Münsterplatz von Nord-osten; im Hintergrund die nördliche Traufseite des Rathauses, Osannaturm und Chor des Münsters; Zustand 2006.

Talent wurde nach dem Tod der Eltern zunächst durch den Maler Louis Reinhardt gefördert, bevor Thedy ab 1874 an der Kunstgewerbeschule und ab 1876 bis 1882 an der Münchener Kunstakademie bei den Lehrern Wilhelm von Diez, Alexander von Wagner und Ludwig von Löfftz studierte, dessen Meisterschüler er zuletzt wurde. Unmittelbar nach Studienende berief Großherzog Carl Alexander von Sachsen-Weimar den schon während seiner Ausbildung erfolgreichen jungen Maler als Professor an die Kunstschule in Weimar, wo er Anfang 1883 seine Tätigkeit aufnahm. Mit der Lehrtätigkeit wird Weimar für den Münchener Thedy dauerhaft Lebens- und Schaffensmittelpunkt. (Abb. 1)

Sein künstlerisches Werk bleibt der Münchner Schule verbunden. Durch gemeinsame Sommer- und Malaufenthalte in Oberbayern, so auf der Fraueninsel im Chiemsee und in Polling bei Weilheim, hält er zeit seines Lebens Kontakt zu den Münchner Malerfreunden. Impressionistische Ele-

mente nimmt Thedy spät und nur zurückhaltend auf. Die Auseinandersetzung mit der holländischen Malerei des 17. Jahrhunderts, vertieft durch Reisen 1886 und 1887 in die Niederlande, findet ihren Niederschlag in zahlreichen Bildern dieser frühen Schaffensphase wie „Gänserupferin“ oder „Klompjes“, beide mit seitlichem Licht aus hoch liegenden Fenstern, und nicht zuletzt in den beiden Überlinger Fenstermotiven. Auch im späteren Werk finden sich immer wieder Beispiele, in welchen sich Thedy mit Fenstern und der faszinierenden Wirkung des einfallenden Lichts und Gegenlichts beschäftigte, besonders genannt seien die detailreichen Interieurs „In der Großherzoglichen Bibliothek in Weimar“ und „Atelier des Künstlers“.

Nicht Rathaus, sondern Stadtkanzlei

Das 100,5 x 70,5 cm messende Ölbild „Interieur aus dem Rathaus in Überlingen“ trägt unten rechts die Signatur „M. Thedy“ und links die Bezeichnung „Überlingen 86“. Bei genauerer Prüfung stellt man bald fest, dass dieses Fenster nicht im Rathaus, sondern in der benachbarten „Alten Stadtkanzlei“ zu finden ist. Das „Städtische Kanzley- und Archivgebäude“ am Münsterplatz wurde nach zweijähriger Bauzeit von den Überlinger Stadtwerkmeistern Hans Brielmayer und Georg Merath im Jahre 1600 fertig gestellt. In Großherzoglich Badischer Zeit verlor das Haus seine Funktion und wurde 1822 privatisiert. 1893 konnte es durch die Stadt zurückgekauft und instand gesetzt werden und beherbergt seit 1913 das Überlinger Stadtarchiv. Mit dem großen Stadtwappen, dem Portal, den spannungsreich gegliederten Fenstergruppen und dem Treppenturm spiegeln die Sandsteinfassaden das Selbstverständnis der freien Reichsstadt. Das Gebäude zählt, nicht zuletzt wegen der bauzeitlichen Ausgestaltung im Inneren, zu den schönsten Renaissancebauten des Bodenseeraumes. (Abb. 2, 3) Bei dem von Thedy festgehaltenen Fenster handelt es sich um das östliche der beiden Fenster, die die geräumige Eingangshalle im Erdgeschoss von Süden, vom Innenhof her, belichten. Durch die aufgestellten Fensterflügel blickt man auf die Rückfassade der Bebauung an der Münsterstraße und links oben auf die Balustrade des dreigeschossigen Laubenganges zwischen Stadtkanzlei und Münsterstraße 21/23. In der tiefen, konisch geweiteten Fensterlaibung steht ein Brettstuhl mit beschnittener Rückenlehne, dem geöffneten Fenster so zugewandt, als habe hier gerade noch jemand gesessen. Der unscharfe Schatten des Stuhles auf den Sandsteinplatten und die fein nuancierte Lichtwirkung auf den gekalkten Wandflächen lassen auf einen hellen Himmel schließen, an dem sich die Sonne jedoch hinter Wolken-

schleiern verborgen hält. Nur auf einzelnen Wölbungen der Butzenscheiben und den abgegriffenen Kanten des Stuhls zeigen sich sparsame Lichtreflexe. Renate Ebner spricht von Thedys „Lichtregie“: „Die bewusste Reduktion auf wenige Bildgegenstände konzentriert den Blick auf das atmosphärisch gestimmte Wechselspiel von Licht und Raum. ... Thedys Lichtregie taucht die Fensternische in ein weiches malerisches Hell-Dunkel.“ (Abb. 4)

Fenster aus dem Jahre 1600

Vor nunmehr 120 Jahren hat dieses Fenster Max Thedy wohl schon genauso fasziniert wie uns noch heute. Den geradezu handgreiflich erfahrbaren Alterswert hat der Maler fast dokumentarisch in allen handwerklichen Details festgehalten. Und in der Tat handelt es sich bei diesem Fenster zusammen mit seinem westlich benachbarten „Zwilling“ um ein besonders malerisches Element des erstaunlicherweise erhaltenen, über 400 Jahre alten Fensterbestandes der Alten Stadtkanzlei. Das schlanke, profilierte Steinkreuz in der Hoffassade teilt das Fenster in der Höhe etwa im Verhältnis 1 zu 2. In die vier Öffnungen der überwölbten Fensternische sind die Rahmen mit den Drehflügeln der aus Fichtenholz gefertigten Fenster eingesetzt und werden von profilierten Bekleidungsleisten gehalten. Während die beiden Oberlichter bleigefasste Butzen aufweisen, sind die unteren Flügel durch kleinformatige Rechteckscheiben aus Zylinderglas zwischen senkrechten Bleistegen geschlossen. Zusätzlich besitzen die unteren Flügel kleine schiebbare Lüftungsflügel, links mit Flachglas, rechts mit Butzen. Selbst Beschlüge wie die Windeisen zur Stabilisierung der



Oberlichtbutzen und die Zugringe an den Fensterflügeln lassen sich bei Thedy ausmachen. Am geöffneten Schiebeflügel links unterscheidet er sorgfältig zwischen den Bleistegen der übereinander geschobenen Verglasung, die wegen der unterschiedlichen Scheibenteilung nicht deckungsgleich sind.

Das von Thedy erfasste Interieur strahlt durch die fein nuancierten Weiß- und Brauntöne Ruhe aus. Der Betrachter kann sich die Atmosphäre dieses würdevoll gealterten Raumes unmittelbar zu Eigen machen, sich dort vielleicht sogar behaglich fühlen. Der eingeschränkte Ausblick durch das halb geöffnete Fenster weckt jedoch auch Neugier. Man möchte gerne etwas mehr über die angrenzenden Fassaden erfahren, will wissen, wohin der Laubengang mit seiner Balustrade führt, möchte sich vielleicht gerne selbst aus dem geöffneten Fenster beugen und Ausschau halten. Darüber hinaus wird dem Auge angeboten, die verschiedenen handwerklichen Details und Altersspuren am Fenster und seiner Umgebung zu entdecken. (Abb. 5)

4 Renaissancefenster im Erdgeschoss der Alten Stadtkanzlei; Max Thedy, fälschlich bezeichnet als: „Interieur aus dem Rathaus in Überlingen“, 1886; Museum der bildenden Künste Leipzig.

5 Blick aus dem Innenhof auf die Rückfassade der Alten Stadtkanzlei und den östlich anschließenden Laubengang; im Erdgeschoss sind die neuen Vorfenster mit Lüftungsflügeln eingebaut; das von Thedy gemalte Fenster befindet sich links neben dem Laubengang; Zustand 2006.





6 Bauzeitliches Renaissancefenster im Erdgeschoss der Alten Stadtkanzlei; Zustand 2006.

Denkmalpflegerisches Konzept um 1900

Mit welcher Präzision Thedy dieses Renaissancefenster erfasst hat, wird erst beim Vergleich mit dem heutigen Zustand deutlich. Bis auf geringste

Abweichungen bei den Bleistegen, deren Ursache der notwendige Ersatz zersprungener Gläser während der vergangenen 120 Jahre sein dürfte, blieb dieses seltene und wertvolle Fenster bis heute unverändert. Die um 1900 durchgeführten Instandsetzungen erscheinen uns heute nicht zuletzt dadurch in einem besonders erfreulichen Licht: Als die Stadt Überlingen die Alte Stadtkanzlei nach 70 Jahren privater Nutzung zurück erwerben konnte, haben die damals Verantwortlichen mit Erfolg erneuernden Veränderungen am überlieferten Bestand widerstanden, nicht nur an den bauzeitlichen Fenstern.

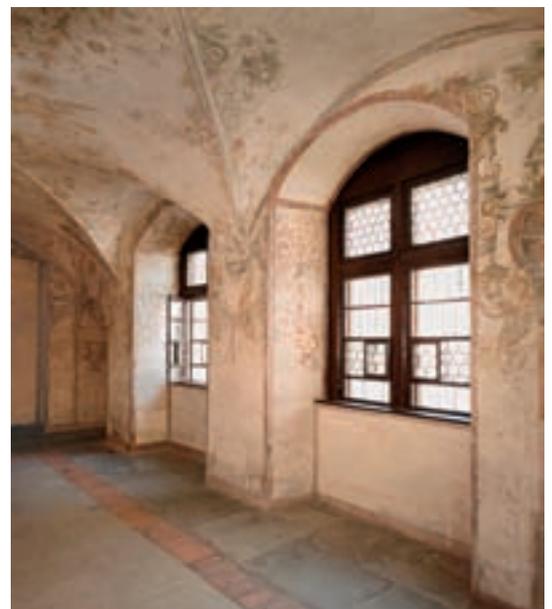
Diese ganz der Denkmalpflege verpflichtete Einstellung wurde sicher noch durch das Wiederfinden der weitgehend vollständigen bauzeitlichen Ausmalung der Innenräume im Zuge der Bauaufnahme durch Schüler der Großherzoglichen Baugewerbe-Schule Karlsruhe nach 1893 gestärkt. Die an der Nordwand der Eingangshalle mit „1600“ datierten floralen Ornamente, figürlichen Darstellungen und gliedernden Architekturelemente der Wandmalerei wurden von Oberzeichenlehrer Steinhart freigelegt und bis 1913 durch die Überlinger Kunstwerkstätte Gebrüder Metzger restauriert. „Thedys Fenster“ ist daher heute nicht mehr in hell gekalkte Wandflächen eingebunden, sondern wird von Rollwerk und Ranken in Gelb, Grün, Blau, Schwarz und Grau auf weißem Grund gerahmt. (Abb. 6)

Bei der Beschäftigung mit Thedys Werk finden sich noch zwei weitere Bilder mit Motiven aus der Alten Stadtkanzlei. Beide sind leider nur als Schwarz-Weiß-Fotos überliefert, der Verbleib der Originale unbekannt. Auf dem Bild „Aus Überlingen“ blicken wir nach Osten in die Tiefe des geräumigen Eingangsflures mit den beiden Renaissancefenstern, hinten das von Thedy in seinem Ölgemälde festgehaltene, bei dem wiederum,

7 Die Eingangshalle der Alten Stadtkanzlei mit den beiden Renaissancefenstern; Max Thedy, „Aus Überlingen“, um 1886; Schwarz-Weiß-Foto, Verbleib des Originalgemäldes unbekannt.



8 Die Eingangshalle der Alten Stadtkanzlei mit den beiden restaurierten Renaissancefenstern und der bauzeitlichen Ausmalung an Wänden und Gewölbe; Zustand 2006.





oder immer noch, der linke untere Flügel geöffnet ist. Das bau- und zeitgleich entstandene Fenster im Vordergrund unterscheidet sich nur durch andere Abstände der Bleistege zwischen den Rechteckscheiben und eine größere Anzahl erhaltener bauzeitlicher Butzengläser. Auch dieses Fenster hat die letzten 120 Jahre ohne nennenswerte Änderungen überdauert. (Abb. 7, 8)

Das zweite Bild trägt den Titel „Alter Mönch ein Cello stimmend“. Thedy hat hier einen Pater mit seinem Cello in die Fensternische gesetzt und dabei den Blickwinkel und die Öffnung der Fensterflügel genau so wie auf seinem Fenstergemälde wiedergegeben bzw. für dieses Bild einfach wiederholt. (Abb. 9)

Max Thedy trifft Münchener Maler im Badhotel

Obwohl Max Thedys Lebenswerk 2002 mit einer Ausstellung in Weimar gewürdigt wurde und Anselm Thürlwächter die Lebensdaten des Malers weiter erschlossen hat, ist bislang über die Umstände des Maleraufenthalts 1886 in Überlingen wenig in Erfahrung zu bringen. Immerhin brachte die Durchsicht der Listen der in Überlinger Hotels und Gasthöfen abgestiegenen Gäste, abgedruckt im Überlinger Badblatt, einer Wochenbeilage des Seebote, einigen Aufschluss: In der „Fremdenliste“ vom 8. bis 15. September 1886 wird „Herr Thedy, Professor, Weimar“ als Gast im bis heute bestehenden Bad-Hotel aufgeführt, damals erstes Haus am Platze. Zur gleichen Zeit logierten mit Thedy im Bad-Hotel vier weitere Maler bzw. Kunstmaler aus München: „von Hagn, Gaiser, Klinkenberg und Vautier“. Sicher war dies kein Zufall.

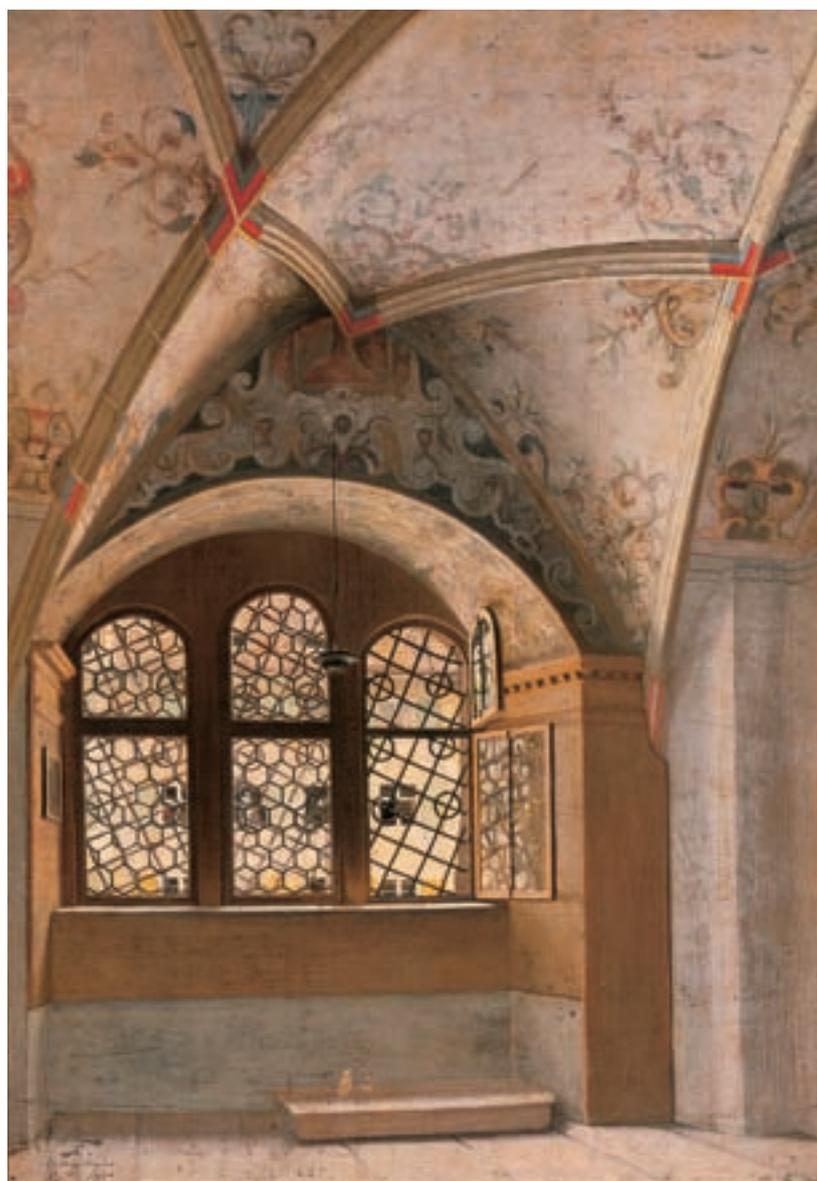
Da die Vornamen der Maler nicht genannt sind, muss deren eindeutige Identifikation genaueren Nachforschungen überlassen bleiben. Bei von Hagn wird es sich um Ludwig von Hagn (*1819, †1898) handeln, bei Gaiser um Max Gaiser (*1857, †1922), der ein Jahr älter als Thedy und

ebenfalls Schüler von Ludwig Löfftz war. Mit Klinkenberg könnte der holländische Maler Eugène Klinkenberg (*1858) gemeint sein. Gleichaltrig wie Thedy hielt er sich 1883/84 in München auf und wird 1892 als Mitglied der Münchener Sezession genannt. Die Verbindung eines Malers Vautier zur Münchener Malerszene muss zunächst offen bleiben. Der zeitgleiche Aufenthalt im selben Hotel legt jedoch nahe, dass die Münchener Maler mit Thedy für ein Zusammentreffen und Wiedersehen am Bodensee verabredet waren, nachdem Thedy mittlerweile schon seit drei Jahren in Weimar lehrte und lebte.

Schon ein Jahr vor Thedy, im September 1885, interessierte sich auch der Schwedische Maler Thure Nikolaus Freiherr von Cederström (*1843, †1924) für die Alte Stadtkanzlei. Auf zwei Leinwandgemälden hat er Motive aus dem Erdgeschoss festgehalten, zum einen den gewölbten Amtsraum neben dem Eingang mit der dreifach gekuppelten Fenstergruppe zum Münsterplatz sowie das Sandsteinportal und den Kamin in

9 Max Thedy, *Alter Mönch ein Cello stimmend*, um 1886; Schwarz-Weiß-Foto, Verbleib des Originalgemäldes unbekannt.

10 Thure Nikolaus Freiherr von Cederström, *Amtsraum mit Fenstergruppe zum Münsterplatz im Erdgeschoss der Alten Stadtkanzlei*, September 1885; Öl auf Leinwand. Im Unterschied zur Eingangshalle lag die bauzeitliche Ausmalung in diesem Raum 1885 bereits frei – oder sie war nie übertüncht.





11 Amtsräum im Erdgeschoss der Alten Stadtkanzlei mit bauzeitlicher Ausmalung. Fenster der Zeit um 1780, Archivmöbel und Täfer vor 1913. Zustand 2006.

der Eingangshalle. Beide Bilder vereinen, wie bei Thedy, große Detailtreue mit malerischer Wirkung. Von von Cederström sind weitere Bilder mit Motiven aus der Überlinger Altstadt erhalten, die er jedoch bereits 1878 gemalt hat. Nach Studium

in Paris, Düsseldorf und zuletzt an der Kunstschule in Weimar (1872–1877) war von Cederström seit 1877 bis zu seinem Tode in München ansässig. Ob sich die beiden Maler näher kannten, welche Umstände sie nach Überlingen führten und in der Alten Stadtkanzlei Motive suchen ließen, bleibt noch zu ergründen. (Abb. 10, 11)

Weitere Renaissancefenster in Überlingen

Das zweite Gemälde Thedys aus der Überlinger Ausstellung „Stube in Überlingen am Bodensee“ zeigt einen Innenraum im 1590 errichteten „Reutlingerhaus“, Lindenstraße 9, das der Alten Stadtkanzlei am Münsterplatz unmittelbar gegenüberliegt. Links unten findet sich auf dem Bild die Signatur „M. Thedy W.“ (W. für Weimar), jedoch keine Jahresangabe. Da verlässliche Hinweise auf weitere Aufenthalte des Malers in Überlingen fehlen, darf man die Entstehung dieses Bildes ebenfalls dem Aufenthalt im September 1886 zuzuordnen. Das stark liegende Bildformat von 56,3 x 91,3 cm steigert die räumliche Situation der niedrigen Stube. In der linken Stubenhälfte sitzt eine strickende Frau und wendet dem Betrachter den Rücken zu. Auch bei diesem Bild darf man sich an dem damals noch vollständigen Bestand historischer Bau- und Ausbauelemente freuen. Es sind wiederum die hier vollständig, links mit Butzen, rechts mit Mondscheiben, bleiverglasten Fenster des ausgehenden 16. Jahrhunderts, die die denkmalpflegerische Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Mit großer Liebe zum Detail festgehalten, prägen sie den malerischen Eindruck durch leichte Gegenlichtwirkung und eingeschränkte Durchblicke in den Hof mit dem Laubengang. Die

12 Max Thedy, Stube in Überlingen am Bodensee, um 1886; Öl auf Leinwand; Kunstsammlungen zu Weimar. Blick in die Stube des Reutlingerhauses mit den Fenstern des späten 16. Jahrhunderts.





rechte Hälfte der Stube mit Fenster und Tür hat Thedy in einem Gemälde mit dem Titel „Kupferputzerin“ wiederholt und eine weibliche Person bei ihrer Tätigkeit ins Bild gesetzt. (Abb. 12, 13) Das „Reutlingerhaus“, die Stube und ihre gefelderte Decke sind bis heute erhalten. Die Fenster, Türen und der Ziegelboden mussten jedoch schon vor Jahrzehnten einer Modernisierung weichen. Die Hauseigentümerfamilie weiß davon zu berichten, dass sich in den 1880er-Jahren in ihrem Elternhaus Münchener Kunstmaler aufgehalten haben oder gar dort wohnten. Sie kann dies durch ein damals entstandenes Foto belegen. Darauf sieht man vom Laubengang im Hof des „Reutlingerhauses“ auf die Tür und die beiden Fenster der Stube. In der Tür steht Elisabeth Stübke, die Urgroßmutter des heutigen Eigentümers, während aus dem Fenster rechts die beiden Maler auf den Fotografen blicken. Nachdem dieses Foto Anfang 2006 den Nachfahren von Max Thedy zugeleitet wurde, sind diese nach Vergleich mit eigenen Familienfotos und Porträts sicher, dass der Herr links im Fenster ihr Vorfahre ist. (Abb. 14)

Rund 80 Jahre nach der letzten großen Instandsetzung war der restauratorische Handlungsbedarf an der Alten Stadtkanzlei bis 1988 wieder so angewachsen, dass sich das damalige Landesdenkmalamt bereit erklärte, durch sein Restaurierungsreferat eine Bestands- und Schadensdokumentation erarbeiten zu lassen. Ab 1995 folgte die Durchführung der erforderlichen Arbeiten, insbesondere die Konservierung der Wandmalerei und die Sicherung und Instandsetzung der Raumschalen, der Holzausstattung und der Fenster. Der sorgfältigen Erfassung des historischen Fensterbestandes folgten mehrere Abstim-

mungsschritte und Diskussionen mit den Vertretern der Stadt und des Stadtarchivs als Nutzer. Ergebnis war ein Konzept, das die Anfertigung neuer Vorfenster einschloss, um sowohl einen optimalen Schutz der bauzeitlichen Fenster als auch klimatechnische Verbesserungen für die dortigen Arbeitsplätze zu gewährleisten. Hermann Klos berichtet im folgenden Beitrag über die Arbeitsschritte der Fensterrestaurierung.

Literatur und Quellen

Max Thedy 1858–1924
Gemälde und Zeichnungen
Katalog zur Ausstellung des Stadtmuseums Weimar
7.6. bis 25.8.2002.

Michael Brunner, Marion Harder-Merkelbach (Hg.)
1100 Jahre Kunst und Kultur in Überlingen (850–1950).
Katalog zur Ausstellung in der städtischen Galerie
5.7. bis 20.11.2005, Petersberg 2005.

Wertvolle Hinweise und Bildmaterial
verdankt der Autor:

den Nachkommen von Max Thedy,
Prof. Armin Thedy und
Dipl.-Ing. Anselm Thürwächter
Familie Stübke, Reutlingerhaus Überlingen
Walter Liehner, Stadtarchiv Überlingen

Dipl.-Ing. Volker Caesar
Regierungspräsidium Tübingen
Referat 25 – Denkmalpflege

13 Blick auf die Hof-
fassade des
Reutlingerhauses mit den
Stubenfenstern des
späten
16. Jahrhunderts; histo-
risches Foto vor 1896;
links Elisabeth Stübke
(1823-1896), rechts
die „Münchener Maler“.

14 Max Thedy, Studie
zu dem Gemälde
„Die Kupferputzerin“,
um 1886; Pastell
auf Karton, Privatbesitz.



Nach 400 Jahren immer noch im Dienst und noch lange kein Ende in Sicht

Es ist kaum vorstellbar, dass so etwas Zerbrechliches, ein dem Wind und Wetter ausgesetztes, feingliedriges Fenster in einem ständig genutzten, öffentlichen Gebäude, über 400 Jahre seinen Dienst getan hat und kein Mensch bisher auf die Idee kam, endlich einmal ein "gescheitertes" Fenster einzubauen. Durch die sich ständig ändernden Vorschriften und Verordnungen gibt es beim Umgang mit historischen Fenstern immer einen großen Klärungsbedarf und der Fensteraustausch ist häufig alltägliche Praxis. Dass es auch anders geht, soll nachfolgend dargestellt werden. Darüber hinaus wird der bauzeitliche Fensterbestand der Überlinger Alten Stadtkanzlei im Zusammenhang mit den wenigen erhaltenen, frühen Fensterkonstruktionen in Baden-Württemberg näher vorgestellt.

Hermann Klos

In den frühen 1990er-Jahren wurde im Rahmen der anstehenden Gesamtanierung der Alten Stadtkanzlei in Überlingen die Frage gestellt, wie mit dem vorhandenen Fensterbestand umgegangen werden sollte. Das Haus besaß sowohl noch bauzeitliche Fenster als auch jüngere Fenstertypen, da der ursprüngliche Bestand ab ca. 1780 immer wieder einmal verändert und erneuert worden war. Unabhängig vom Zustand und der denkmalpflegerischen Wertschätzung der Fenster mussten Antworten gefunden werden auf

nutzungsspezifische Anforderungen wie Sicherheitsfunktion und Klimaschutz (Abb. 1).

Am Anfang stand ein Fachgutachten

Ein vom damaligen Landesdenkmalamt Baden-Württemberg beauftragtes Fachgutachten sollte die Grundlagen für die anstehende Restaurierung ermitteln. Die Fenster wurden exemplarisch millimetergerecht und verformungsgetreu zeichnerisch dokumentiert und fotografiert. Es erfolgte

1 Alte Stadtkanzlei Überlingen, bauzeitliches Fenster von 1600 im Vorraum des Erdgeschosses. Links daneben in der Nische ist das von Max Thedy gemalte Fenster. Aufnahme von 1993 vor der Sanierung.

2 Eine Mondglasscheibe entsteht. Das Heftisen zum Aufschleudern der Scheibe wird erst ganz zum Schluss entfernt. Es hinterlässt in der Mitte ein charakteristisches Mal: die Butze.



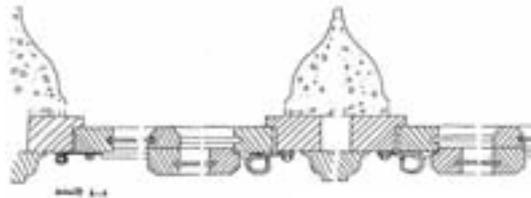
eine Begutachtung der Fenster hinsichtlich der Materialien und der Konstruktionen. Die sich daraus ergebende Bewertung war Grundlage für das in Abstimmung mit dem Eigentümer, dem Nutzer und der Denkmalfachbehörde festzulegende Restaurierungskonzept. Selbstverständlich waren in die Bestands- und Schadensdokumentation sowie in das konservatorische Konzept alle überlieferten Fenster der alten Stadtkanzlei einbezogen. Der folgende Bericht konzentriert sich auf den ältesten Bestand (Abb. 3).

Die Bestandsuntersuchung mit Datierung ergab, dass in den Erschließungsbereichen d.h. dem Vorraum im Erdgeschoss und im Treppenhaus, noch die bauzeitlichen Fenster von 1600 eingebaut waren. In den Archivräumen hatte man um 1780 die Fenster erneuert, in den Büro- und Verwaltungsräumen im Keller und Dachgeschoss fanden sich Fenster aus dem frühen und späten 20. Jh. Als die historisch wertvollsten Fenster zeichneten sich das von Max Thedy gemalte und ein unmittelbar benachbartes Exemplar aus.

Diese bauzeitlichen Fenster sind aus Nadelholz gefertigt. Die dem Verfasser bislang bekannten Fenster aus der Zeit vor 1700 bestehen dagegen bis auf wenige Ausnahmen alle aus Eichenholz. Signifikant ist allerdings die Verwendung von Nadelholz bei den ältesten Fenstern aus der Zeit vor 1600. Die Glasfelder, soweit noch in der ursprünglichen Machart vorhanden, bestehen aus in versetzten Reihen angeordneten Butzenscheiben mit einem Durchmesser von 10 cm und besitzen in der Mitte einen Nabel mit einem Durchmesser von 4–8 mm. Bei den im 19. Jh. durchgeführten Reparaturverglasungen wurden Rechteckscheiben aus Zylinderglas verwendet. Alle Scheiben sind in Blei gefasst und stecken in den Nuten der Fensterflügel. Bei den Beschlägen handelt es sich um zeittypische Eckwinkelbänder, Stützkloben, Zierwinkel, Ringösen und Knöpfe. Die Fenster waren substanziell intakt und wiesen lediglich Schäden im Bereich instabiler Eckverbindungen und maroder unterer Rahmen und Wetterschenkel auf. Die Verglasungen waren z. T. bauchig, die Verbleiungen brüchig (Abb. 2).

Die Reparatur

Die bauzeitlichen Fenster von 1600 wurden zur Bearbeitung in der Werkstatt komplett ausgebaut, einschließlich der inneren Holzbekleidungsleisten. Dies war ohne Zerstörung von Anschlüssen oder Verbindungen möglich, weil die Fenster bei früheren Reparaturarbeiten bereits schon einmal ausgebaut worden waren. Der Ausbau erfolgte durch das Lösen der profilierten inneren Bekleidungsleisten. Die Fenster selbst standen jeweils lose im Falz des Sandsteingewändes. Alle



Teile wurden nummeriert. Auch das Ausglasen der Fenster war unproblematisch, da die Eckverbindungen nicht verleimt, sondern nur mit einem Holznagel gesichert sind. Anschließend erfolgte die holz-, beschlags- und glastechnische Instandsetzung mit Beschränkung auf das unbedingt Notwendige (Abb. 4, 5).

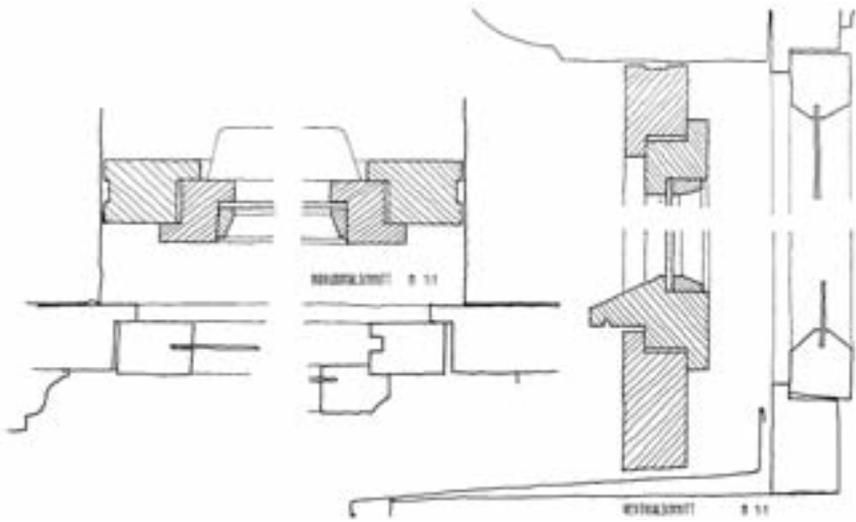
Ein Holzaustausch erfolgte streng begrenzt auf Stellen, wo das Holz zerstört oder für eine dauerhafte Bestandssicherung nicht mehr tragbar war. Die Beschläge wurden nicht generell gelöst oder abgenommen. Sie sind nur gereinigt, nachbefestigt und, soweit funktionstechnisch notwendig, nachgestellt und schlossertechnisch nachgearbeitet



3 Fenster 007, verformungsgerechtes Handaufmaß des bauzeitlichen Fensters.



4–5 Die Reparaturstellen zeigen, dass der Holzaustausch auf das unbedingt Notwendige beschränkt wurde.



6 Detail der Vorfenster, die zum Schutz der bauzeitlichen Fenster und zur wärmetechnischen Verbesserung eingebaut wurden.

wurden. Die Oberflächen wurden von Schmutzpartien gereinigt, neue Hölzer wurden retuschiert und das gesamte Fenster anschließend mit pigmentiertem Leinöl, außen dreimal und innen einmal, gestrichen. Die Verglasung konnte anschließend wie vorgefunden wieder eingebaut werden.

Allen Maßnahmen lag das Ziel des geringsten möglichen Eingriffs zugrunde. Von großem Vorteil war die Festlegung im Restaurierungskonzept, diese ältesten Fenster im Gebäude durch ein zusätzliches neues Vorfenster zu schützen und damit im Nebeneffekt wärmetechnisch zu verbessern. Um ein adäquates und dem Gebäude gerecht werdendes Erscheinungsbild zu erreichen, fertigte man die Vorfenster material- und

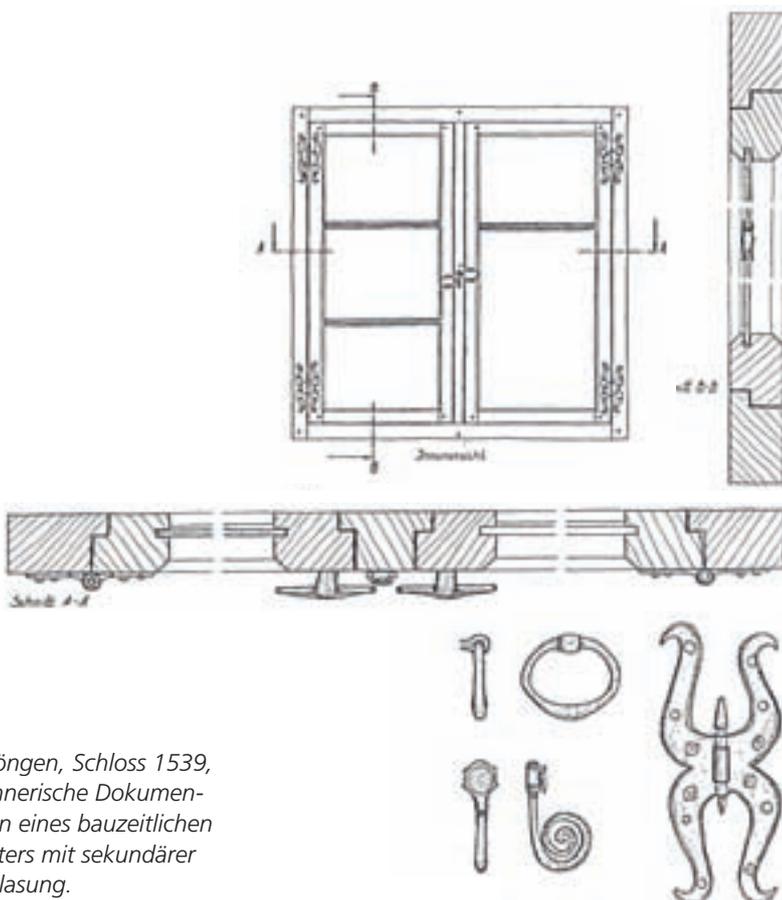
konstruktionsgleich zum Bestand. Dabei verzichtete man auf die aufwändigen Bleiverglasungen, baute jedoch Schiebeflügel ein, um die am Original vorhandene Lüftungsfunktion weiterhin zu gewährleisten. Alle weiteren am Gebäude vorhandenen Fenster wurden durch ein innenliegendes zweites Fenster zu Kastenfenstern erweitert, um den Wärmeschutz deutlich zu verbessern (Abb. 6).

Eine Rarität

Heute, 13 Jahre später, wissen wir über Fenster aus der Zeit vor 1700 einiges mehr. Die Fenster im heutigen Stadtarchiv in Überlingen gehören mit lediglich weiteren 10 bis 12 Exemplaren in Baden-Württemberg zu den historisch bedeutsamsten und ältesten Fenstern. Die Überlinger Fenster zeichnet darüber hinaus aus, dass sie bis heute an ihrem angestammten Platz sitzen und nahezu unverändert überdauert haben (Abb. 7).

Vor diesem Hintergrund sei es erlaubt, die geschilderte Restaurierung dieser seltenen Fenster aus heutiger Sicht kritisch zu hinterfragen: Musste man sie für die Reparatur ausbauen? War es notwendig, die Fenster komplett auszuglasen? Hätte man auf die ohnehin geringe partielle Erneuerung geschädigter Hölzer verzichten können?

Bis in die frühen 1990er-Jahre stand der Erhalt historischer Fenster weit weniger als heute im Fokus konservatorischer und restauratorischer Betrachtungen. In dieser Zeit wurden, um nur ein Beispiel zu nennen, die bauzeitlichen Fenster von 1695 im Oberen Schloss in Öpfingen einschließlich der singulären und gleichfalls bauzeitlichen Vorfenster aufgegeben, ohne auch nur ein einziges Referenzfenster im Gebäude zu erhalten. Fenster wurden lange Zeit als Verschleißteile und weniger als wichtige authentische Baudokumente betrachtet. Wenn eine Reparatur historischer Fenster ins Auge gefasst wurde, sollte diese besonders gründlich ausgeführt werden. Die auch von den Denkmalfachbehörden akzeptierte Arbeitsanweisung für Fensterreparatur der frühen 1990er-Jahre war: „Fenster komplett ausbauen, ausglasen, zerlegen und entlacken. Heute würde die Restaurierung der Fenster in der Alten Stadtkanzlei in Überlingen ohne deren Ausbau im Gebäude erfolgen. Auch die Verglasungen würden weitestgehend im Fensterflügel restauriert werden (Abb. 8).



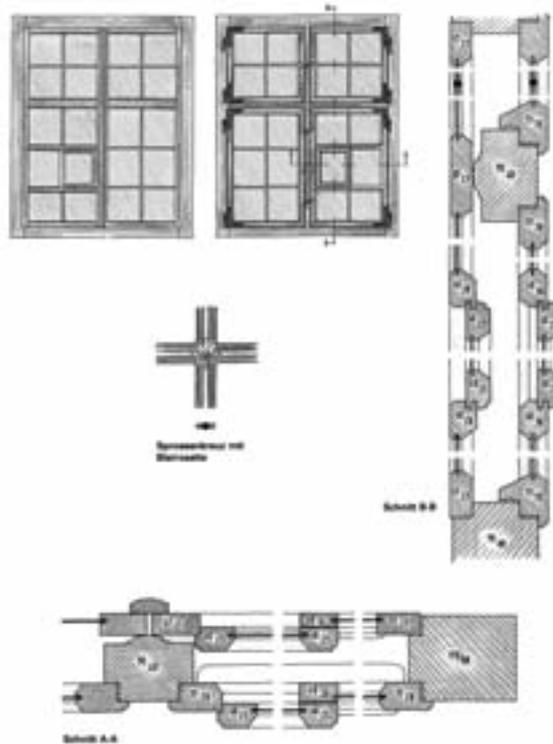
7 Köngen, Schloss 1539, zeichnerische Dokumentation eines bauzeitlichen Fensters mit sekundärer Verglasung.

Ein Fenster ist kein Kunstwerk?

Fenster sind funktionstechnisch stark beanspruchte Bauteile. Da ihr Ausbau zugunsten einer musealen Archivierung nur in seltenen Fällen eine Alternative sein kann, werden auch historische

Fenster nur dann langfristig gesichert und geschützt sein, wenn sie ihre vollständige und andauernde Funktionstüchtigkeit beweisen. Alles andere führt bei den Nutzern zur Unzufriedenheit, die über lang oder kurz jedes auch noch so wertvolle Fenster infrage stellen und seinen Austausch beschleunigen wird. Historische Fenster haben daher nur dann eine hohe Lebenserwartung, wenn Materialien und Konstruktionen ihren Dienst tun und ihre Funktionsfähigkeit bezüglich Wärme, Schall und sicherheitstechnischen Belangen durch additive und substituierende Maßnahmen verbessert werden kann.

In Überlingen gelang es, die über 400 Jahre alten Fenster der Alten Stadtkanzlei trotz anfänglich heftiger klima-, sicherheits- und funktionstechnischer Bedenken zu erhalten und langfristig zu sichern. Bei der damaligen Beratung über die uneinheitliche Verglasung aus bauzeitlichen Butzenscheiben und jüngeren Rechteckverglasungen gab es auch Stimmen, die nachdrücklich für die Wiederherstellung des kompletten bauzeitlichen Erscheinungsbildes mit Butzenscheiben plädierten. Letztlich setzte sich dann doch die Meinung durch, die Veränderungen der Verglasung als Dokument der Bau- und Reparaturgeschichte zu belassen. Dank Max Thedys präziser Malweise wissen wir heute, dass dieser Zustand auf jeden Fall älter als 120 Jahre ist.



Fenster vor 1700

Derzeit sind in Südwestdeutschland ca. 40 Objekte mit 120 Einzelfenstern aus der Zeit vor 1700 erfasst. Von den bekannten Befunden sind nur wenige Fenster älter als die Fenster in Überlingen. Noch ältere Fenster und Fensterbefunde kennen wir aus der Uhrenstube im Spitalhof in Schwäbisch Gmünd (1595), des Weikersheimer Schlosses (1586), des evangelischen Dekanatsgebäudes in Herrenberg (1577) und des Kögenger Schlosses (1539). Weitere, noch ältere Befunde aus dem Schloss in Heubach, dem Wasserschloss in Glatt und der Krone in Überlingen warten noch auf die Möglichkeiten, deren zeitliche Zuordnung in die erste Hälfte des 16. Jh. durch entsprechende Datierungsuntersuchungen bestätigen zu können (Abb. 13).

Befunde für diese Zeit und für die Jahrhunderte davor erschließen sich uns derzeit nur über Archivalien und Bildquellen. Historische Abbildungen belegen, dass zunächst der Fensterladen über viele Jahrhunderte den üblichen Fensterverschluss für profane Gebäude bildete, sowohl bei einfachen Behausungen als auch in herrschaftlichen Bauten. Glas stand ausschließlich für Kirchenfenster zur Verfügung (Abb. 9).

Erst die Aufbruchstimmung um 1500 führte in großem Umfang zur Öffnung der Außenwände. Die in den vorangegangenen Jahrhunderten maximal DIN A3 bis schießschartengroßen Fensteröffnungen wurden nun zumindest in bestimmten, funktional herausgehobenen Räumen durch an den Außenwänden umlaufende Fensterbänder geöffnet (Abb. 10).

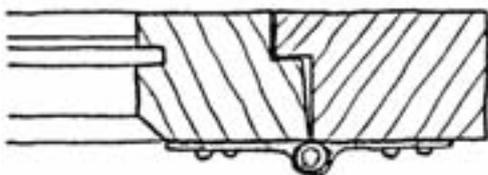
8 Zeichnerische Dokumentation der bauzeitlichen Fenster vom Oberen Schloss in Öpfingen mit dem singulären Befund der Vorfenster von 1695. Der Bestand ist abgängig seit der Sanierung in den frühen 90er-Jahren des 20. Jh.

9 Stundenbuch des Folpard van Amerongen, 1450–1460 (J. Paul Getty Museum, Malibu) Rechte Fenstergruppe: Der untere Fensterverschluss wird von einem Holzgitter gebildet. In der weiteren Entwicklung des Fensters wurde das hier vorhandene Rautenholzgitter durch eine Verglasung mit Rautenscheiben ersetzt. Linke Fenstergruppe angeschnitten: In den hier vorhandenen kassettierten Fensterladen wurden in der weiteren Entwicklung des Fensters die Holzkassetten durch Glas ersetzt.

10 Leutkirch, Gotisches Haus, heute zugemauertes bauzeitliches Fenster in einer Bohlenwand. Deutlich zu sehen ist der angeschnittene umlaufende Fensterfalz, der den Fensterflügel aufnahm. Rechts im Bild ein an bauzeitlicher Stelle sitzendes, jedoch bereits vergrößertes Fenster.



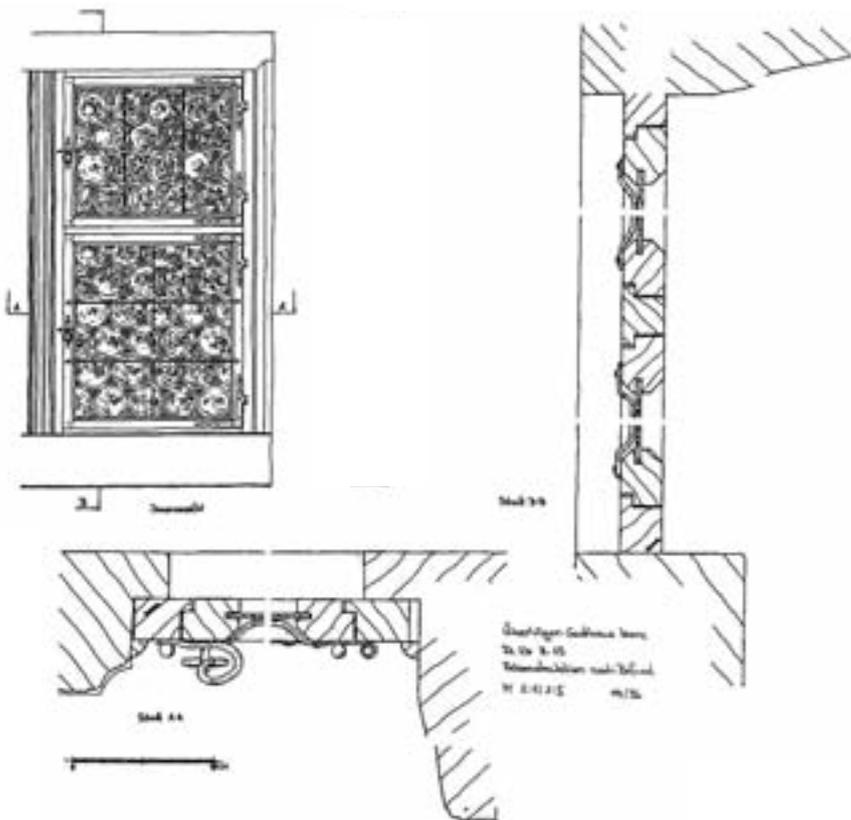
11 Abbildung eines stumpf einschlagenden Fensters. Zur Verbesserung der Winddichtigkeit wurden die Fenster in den Rahmenfalz gepresst.



Ab dem frühen 16. Jh. erlebte auch der Fensterbau eine qualitativ und quantitativ reiche Entwicklung. Die in dieser Zeit entwickelten Ausführungsstandards für Fenster blieben in materieller, konstruktiver und formaler Hinsicht auch für die nächsten zwei Jahrhunderte bestimmend. Es veränderten sich lediglich die Binnengliederungen der Flügel durch die Weiterentwicklung der Glasherstellung sowie die rein schmückenden Attribute der Fensterbeschläge (Abb. 12, 13).

Unverändert und bis ca. 1700 konstant blieben, bis auf wenige Ausnahmen, die Verwendung von holzsichtigem Eichenholz sowie konstruktive und statische Details wie Querschnitte und Eckverbindungen. Als Profil an der Lichtkante wurde die Fase unverändert als Halbfase, Zweidrittel- oder

13 Überlingen, Gasthaus Krone, 1506, zeichnerische Dokumentation eines vermutlich bauzeitlichen Fensters.



12 Lukas Cranach d. Ä. „Die Bezahlung“, 1532, Ausschnitt, Stockholm, Nationalmuseum. Das Gemälde zeigt sehr detailliert einen zeittypischen Fensterverschluss. Der Dokumentationswert wird durch vergleichbare Befunde aus dieser Zeit bestätigt.

Spitzfase fortgeschrieben. Gläser und Scheiben wurden ausschließlich durch Nuten im Flügelholz gehalten. Das signifikanteste und für jeden Laien erkennbare Konstruktionsdetail des Einschlagfalzes wurde erst im letzten Jahrzehnt des ausgehenden 17. Jh. weiter entwickelt. Die Winddichtigkeit dieser stumpf im Rahmenfalz liegenden Flügelkonstruktion wurde dadurch erreicht, dass der Flügel leicht hinterhobelt, aber mit Presspassung in den Rahmenfalz gedrückt wurde. Erst ab dem 18. Jh. erhielten die Flügel einen Überschlag und damit eine Konstruktion, die bis heute beibehalten wurde (Abb. 11).

Das Fenster – ein Zeitzeuge

Das von Max Thedy gemalte Fenster ist bauhistorisch gesehen eine Rarität und auch heute noch in Material, Konstruktion und Form ein nahezu unverfälschtes Dokument. Unabhängig von solchen „Highlights“ hat sich erfreulicherweise in den zurückliegenden Jahrzehnten bezüglich der Erhaltenswertigkeit und Erhaltungsfähigkeit von Fenstern doch in beachtlichem Maße eine engagierte Betrachtung eingestellt, die historische Fenster nicht von vornherein als Verschleißteile bewertet. Mittlerweile werden auch Fenster des 20. Jh. mit ihren vielfältigen Sonderkonstruktionen wie die Panzerfenster in den Fabriken von Philipp Jakob Manz, die Vertikalschiebefenster, Konstruktionen der Bauhaus-Epoche, und die Wende-, Senk- und Schwingflügel Fenster des Wiederaufbaus nach dem Zweiten Weltkrieg in diese Betrachtung aufgenommen und ihre Erhaltung wird realisiert.

Hermann Klos
Holzmanufaktur Rottweil, Jakobskirche
Neckartal 159
78628 Rottweil

Denkmalporträt



*Empfangsgebäude des
Bahnhofs Konstanz (links)*

Empfangsgebäude des Bahnhofs Konstanz Endpunkt der Badischen Hauptbahn

Die Rheintalbahn von Mannheim nach Basel und weiter entlang des Hochrheins über Schaffhausen zum Bodensee war die wichtigste Strecke der Großherzoglich Badischen Staatseisenbahn. Beginnend 1838 im Norden, erreichte sie 1855 Basel, 1863 Konstanz. Die Bahnhöfe – damals Stationsplätze genannt – waren nach ihrer Bedeutung in Hauptstationen, Zwischenstationen und Haltepunkte unterteilt. Für die Planung sämtlicher Hochbauten war von 1843 bis zu seinem Tod 1855 Friedrich Eisenlohr verantwortlich, Professor an der Bauschule des Karlsruher Polytechnikums.

Der Eisenbahnbau war nicht allein ein technisches Unternehmen. Mit dem Projekt stellte sich der Staat als Bauherr in der Öffentlichkeit dar. Vor allem in der Architektur der Hauptstationen kam dies deutlich zum Ausdruck. Von den großen, von Eisenlohr mit besonderer Sorgfalt geplanten Bahnhofsbauten in Mannheim, Heidelberg, Karlsruhe, Offenburg und Freiburg ist nur das Offenburgener Empfangsgebäude erhalten geblieben. Dessen heutige Gestalt ist allerdings in hohem Maße durch den seinerseits qualitätvollen Umbau von 1906–11 geprägt.

Glücklicherweise ist ein großer Bahnhofsbaus der Badischen Hauptbahn weitgehend unverändert erhalten: das Empfangsgebäude des Bahnhofs Konstanz, Endpunkt der Strecke am Bodensee. Der Bahnhof wurde erst nach Eisenlohrs Tod unter Leitung seines Schülers Heinrich Leonhard (1818–78) errichtet. Als junger Architekt hatte er unter Heinrich Hübsch an der Außenrestaurierung des Konstanzer Münsters (ab 1846) mitgewirkt, später war er als Bezirks-Bauinspektor in Konstanz für die Hochbauten der Eisenbahn von Schaffhausen bis Konstanz verantwortlich. 1868 wurde ihm die Leitung des badischen staatlichen Hochbauwesens übertragen.

Der Konstanzer Bahnhof wurde am 15. Juni 1863 eröffnet. Die architektonische Verwandtschaft mit den von Eisenlohr geplanten Empfangsgebäuden der Hauptstationen – vor allem dem Karlsruher Bahnhof – ist nicht zu übersehen. Ein eingeschossiger Mittelbau in Form einer Arkadenhalle wird von blockhaften zweigeschossigen Baukörpern mit flachem Walmdach flankiert. Die Vorhalle gewährte Zutritt zu den Wartesälen verschiedener Klassen, dem „Billetbureau“ und der Gepäckabgabe, in den seitlichen Gebäuden

Holzdecke in der Arkadenhalle.



waren Büroräume und Betriebswohnungen untergebracht.

Besonders markant ist der schlanke Uhrturm, der das Empfangsgebäude in der Mittelachse überragt (die damals neu angelegte Bahnhofstraße führt aus der Altstadt auf den Turm zu). Anders als seine norditalienischen Vorbilder verjüngt er sich nach oben, wodurch die perspektivische Wirkung gesteigert wird. Seine Basis ist als Haupteingang ausgebildet und tritt leicht vor die Arkadenfront vor. Im Unterschied zu den Eisenlohr'schen Bahnhöfen sind die Arkaden der Vorhalle spitzbogig, nicht rund- oder flachbogig. Auch die gliedernden Elemente wie Strebepfeiler und Trauf-

gesimse sind in gotisierenden Formen ausgeführt. Das Innere der lang gestreckten hohen Arkadenhalle, die mit einer kassetierten Holzdecke abschließt, vermittelt anschaulich den großzügigen Raumeindruck, den Eisenlohr und Leonhard bei ihren Empfangsgebäuden erzielen wollten – und der heute nur noch in Konstanz erlebt werden kann.

Dr. Erik Roth
Regierungspräsidium Freiburg
Referat 25 – Denkmalpflege

Mitteilungen

Archäologiepreis Baden-Württemberg 2006

Am 29. November 2006 wurde der Archäologiepreis Baden-Württemberg zum fünften Mal verliehen. Mit dieser Auszeichnung werden Personen und Institutionen geehrt, die sich besondere Verdienste um die Erforschung, Publikation und Präsentation archäologischer Funde und Fundstätten im Land Baden-Württemberg erworben haben. Der Preis wird von der Wüstenrotstiftung, Ludwigsburg, getragen.

Die Preisverleihung erfolgte im festlichen Rahmen des Weißen Saals im Neuen Schloss in Stuttgart durch Wirtschaftsminister Ernst Pfister MdL. Nach Ansprachen von Prof. Dr. Dieter Planck, Präsident des Landesamtes für Denkmalpflege, und Dr. Wolfgang Bollacher, dem Vorstandsvorsitzenden der Wüstenrot Stiftung in Ludwigsburg, wurden die Preisträger und ihre Arbeit von Frau Susanne Offenbach dem Publikum präsentiert.

Träger des Hauptpreises ist Herr Christoph Bizer aus Lenningen. Ausgezeichnet wird Herr Bizer für seine langjährigen Forschungen zur Altsteinzeit und den mittelalterlichen Burgen der Schwäbischen Alb, die er als ehrenamtlicher Beauftragter der Landesarchäologie unternommen hat. Herr Bizer führte zunächst jahrelange umfangreiche Geländebegehungen, vor allem steinzeitlicher Fundstellen im Raum Kirchheim/Teck durch. Die Funde und ihre Verteilung am Fundplatz wurden von ihm mit großer Sorgfalt dokumentiert. Das Ergebnis dieser akribischen Geländearbeit ist eine umfangreiche Sammlung von Feuersteingeräten der unterschiedlichen steinzeitlichen Kulturabschnitte von der Zeit des Neandertalers bis in die Zeit der ersten Bauern in unserem Land. In der Folgezeit hat sich Herr Bizer dann der Erforschung von Burgstätten und Burganlagen zugewandt. Vor allem im südlichen Württemberg und auf der Schwäbischen Alb konnte er über viele Jahre hinweg durch intensive Begehungen zahlreiche neue, bislang unbekannte Burgen entdecken.

Die Gemeinde Riegel am Kaiserstuhl und der dortige Geschichtsverein erhalten den Förderpreis. Die Auszeichnung wird für die Einrichtung des Archäologischen Rundwegs und des Archäologischen Museums, in dem die römische Vergangenheit Riegels vorbildlich dargestellt wird, verliehen. Nachdem die Gemeinde schon die wissenschaftlichen Ausgrabungen der Archäologischen Denkmalpflege an der römischen Fundstelle Riegel stark gefördert und unterstützt hat, galt ihr Engagement auch der Aufbereitung und



Präsentation für die breite interessierte Öffentlichkeit. Die erstaunlichen Ergebnisse dieses wichtigen Zentrums in römischer Zeit sind nun in einem von der Gemeinde errichteten und betreuten Museum zu erfahren. Die Anlage des Archäologischen Wanderweges durch die Gemeinde Riegel erschließt dem Besucher an unterschiedlichen Stationen auf insgesamt 13 Text- und Bildtafeln die wichtigen Fundstellen der Kelten- und Römerzeit sowie des frühen Mittelalters. Der Rundweg hat eine Länge von ca. 1 km.

Sehr eindrucksvoll wird die römische Vergangenheit Riegels seit März 2006 im archäologischen Museum präsentiert. Neben rund 300 Ausgrabungsfunden wird anhand von Schaubildern und Rekonstruktionen das Leben der Römer dargestellt. Auch die alltäglichen Dinge, wie der Tagesablauf und die Zubereitung der Mahlzeiten, werden aufgezeigt.

Passend zum Festvortrag von Frau Dr. Theune-Großkopf über alamannische Holzfunde aus Südwestdeutschland, war das musikalische Rahmenprogramm abgestimmt. Dr. Graeme Lawson, Musikarchäologe an der Universität Cambridge, demonstrierte auf nachgebauten frühmittelalterlichen Leiern die Klangmöglichkeiten dieser Instrumente. *Jörg Bofinger*

Schule und Denkmalpflege

Angeregt durch die 2003 erschienene Broschüre „Projekt Denkmalpflege“ wurden in diesem Herbst gemeinsam mit der Unteren Denkmalschutzbehörde der Stadt Esslingen zwei Fortbildungen im Landesamt für Denkmalpflege angeboten. Die Veranstaltungen fanden statt einerseits für ReferendarInnen des Faches Geschichte/Gemeinschaftskunde am Staatlichen Seminar für Didaktik und Lehrerbildung (Berufliche Schulen) Stuttgart und zum anderen für FachberaterInnen des Regierungspräsidiums Stuttgart (früher Oberschulamt), eben-

Der Präsident des Landesamtes für Denkmalpflege Professor Dr. Dieter Planck übergibt im Weißen Saal des Stuttgarter Neuen Schlosses „druckfrische“ Exemplare des Werkes „Oberflächenfunde von Burgen der Schwäbischen Alb“ an den Wirtschaftsminister des Landes Ernst Pfister sowie an den Autor und Archäologiepreisträger Christoph Bizer.

Esslingen mit seinem großen Fundus an denkmalgeschützten historischen Bauten ist Sitz des Landesamtes für Denkmalpflege und war Ort der Fortbildung zur Einbindung des Themas Denkmalpflege in den Unterricht an Schulen.



falls für das Fach Geschichte/Gemeinschaftskunde an beruflichen Schulen.

Ziel der Fortbildung war es, die Einbindung des Themas Denkmalpflege in den Unterricht anzuregen. Im Rahmen einer Ortsbesichtigung wurden die unterschiedlichen Schutzmöglichkeiten erläutert: der Bildschutz in einer Gesamtanlage und der Substanzschutz an einem Kulturdenkmal. Auch die Einwirkungsmöglichkeiten durch Gestaltungssatzungen wurden erörtert. Wie geht die Denkmalpflege mit einem Haus aus dem 16. Jh. um, in dem noch Bohlenstuben erhalten sind, das aber künftig zeitgemäßen Mietraum bieten soll? Warum wird der Erhalt einer Dachstuhlkonstruktion gefordert, die doch von der Straße aus sowieso niemand sieht? Warum ist es besser, die Bohlen hinter Gipsplatten zu schützen, als das Holz sichtbar zu lassen – bedeutet dies doch, es hierfür aufwändig instandsetzen zu müssen und es künftig individuellen Wohnraumvorstellungen auszusetzen. Solche und andere Fragen wurden intensiv diskutiert.

Die Veranstaltungen wurden abgerundet durch einen Besuch der Restaurierungswerkstätten des Landesamtes für Denkmalpflege, die weitere Aspekte der Denkmalpflege verdeutlichten und auch den Bereich der Archäologie inhaltlich mit einbanden.

Ausgestattet mit umfangreichem Informationsmaterial wurden die Teilnehmer in den Schulalltag entlassen – das Feedback lässt hoffen, dass historische Baukultur und Denkmalpflege künftig stärker in den Unterricht mit eingebunden werden. *Ulrike Plate*

Literaturhinweis:

Maria Würfel: Projekt Denkmalpflege. Handreichung für die Zusammenarbeit von Denkmal-

pflege und Schule. Herausgegeben vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg und dem Ministerium für Kultus, Jugend und Sport Baden-Württemberg, Stuttgart 2003. Besprochen in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg, Heft 1/2004.

Surftipp: <http://www.denkmal-aktiv.de> – Kulturerbe macht Schule.

Tagungen

Fachtagung Natursteinsanierung Stuttgart 2007

16. bis 17. März 2007

Universität Stuttgart-Vaihingen
Hörsaalgebäude Pfaffenwaldring 47, Hörsaal 3
70569 Stuttgart-Vaihingen

Vom 16. bis 17. März veranstalten die Materialprüfanstalt Stuttgart und das Ingenieurbüro Dr. Ing. Gabriele Patitz in Zusammenarbeit mit dem Landesamt für Denkmalpflege in der Universität Stuttgart Vaihingen die 13. Fachtagung für Natursteinsanierung. Die Veranstaltung dient dem interdisziplinären Erfahrungs- und Wissensaustausch. Die Tagung beginnt am Freitag mit einem umfangreichen Vortragsprogramm. Am Samstag lädt das Landesamt für Denkmalpflege zu Besichtigungen und Fachführungen am Heiligkreuzmünster und in Schwäbisch Gmünd ein.

Vortragsprogramm und Anmeldeunterlagen:

Dr. Ing. Gabriele Patitz

Alter Brauhof 11, 76137 Karlsruhe

E-Mail patitz@t-online.de

www.gabrielepatitz.de

Ausstellungen

Kelten an Hoch- und Oberrhein

9. März bis 29. April 2007

Breisach, Stadtarchiv

Rheintorplatz 1

79206 Breisach a. R.

Di–Fr 14–17 Uhr, Sa, So und

Feiertage 11.30–17 Uhr

Informationen: andrea.braeuning@rpf.bwl.de

Im Stadtarchiv in Breisach besteht zum vorerst letzten Mal die Möglichkeit, die Wanderausstellung des Regierungspräsidiums Freiburg über das Leben der Kelten an Hoch- und Oberrhein zu besichtigen. Vertiefen Sie sich in das alltägliche, kultische und religiöse Leben dieser Region. Gezeigt werden handwerkliche Gerätschaften, Alltagskeramik, Handelsware, Gewandspangen, Münzen und die bekannten Bronzefiguren aus Altenburg.

Am Anfang steht das Denkmal. Inventarisierung in der Denkmalpflege

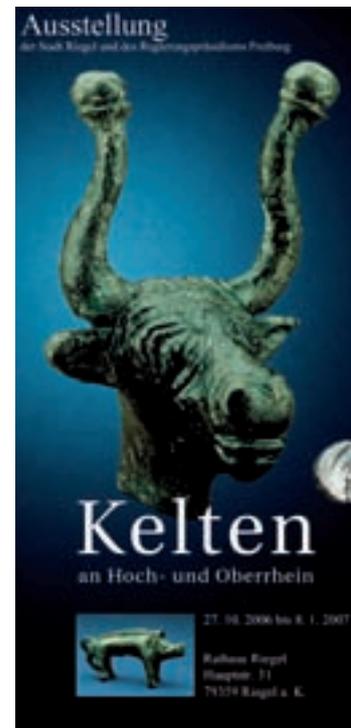
Wer Denkmale schützen und pflegen soll, muss sie erst einmal als solche erkennen. Doch wie macht die Denkmalpflege das? Nach welchen Kriterien filtert sie aus der nahezu unübersehbaren Menge von materiellen Zeugnissen der Vergangenheit diejenigen heraus, die für unsere Geschichte und Erinnerungskultur von Bedeutung sind und an deren Erhaltung deshalb ein öffentliches Interesse besteht? Und wie erfährt man, zu welchen Ergebnissen die Denkmalpflege dabei kommt?

Diesen Fragen ist eine Wanderausstellung gewidmet, die zunächst vom 25. bis 28. Oktober 2006 auf der *denkmal*, der „Europäischen Messe für Restaurierung, Denkmalpflege, Stadterneuerung“, in Leipzig gezeigt wurde. Konzipiert und umgesetzt wurde die Ausstellung – unter wesentlicher Beteiligung der Inventarisatoren des Landesamts für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart – von der Arbeitsgruppe Inventarisierung in der Vereinigung der Landesdenkmalpfleger in der Bundesrepublik Deutschland.

Seit ihrer Gründung vor 30 Jahren ist es das wichtigste Anliegen dieser aus Vertretern aller deutschen Landesämter zusammengesetzten Arbeitsgruppe, nachvollziehbare Kriterien zur Bewertung historischer Substanz zu entwickeln. Die Arbeitsgruppe nahm ihr Jubiläum daher gerne zum Anlass, eine Ausstellung zu erarbeiten, die sich nicht in erster Linie an das Fachpublikum aus den Denk-

malbehörden, sondern an Handwerker, Architekten, Denkmaleigentümer und andere Interessierte wendet.

Dieses Publikum wird nun mit ebenjenen Fragen an das Thema herangeführt, die wohl jeder sich schon mal selbst gestellt, vielleicht aber nicht zu äußern gewagt hat. Unter Überschriften wie „Muss ein Denkmal alt sein?“ oder „Muss ein Denkmal Kunst sein?“ werden ausgewählte Denkmale aus dem ganzen Bundesgebiet gezeigt, anhand derer sich solche Themen allgemeinverständlich diskutieren lassen. Bewusst werden dabei diejenigen Denkmale vernachlässigt, welche die Öffentlichkeit ohnehin als Denkmale kennt und akzeptiert. Statt der berühmten Kirchen und Schlösser wird vielmehr das weite Spektrum der noch nicht so bekannten Denkmalgattungen vorgestellt, wie zum Beispiel die oft unscheinbaren Denkmale des ländlichen Bauens oder der städtische Wohnhausbau der Gründerzeit, Arbeiter-siedlungen und andere Flächendenkmale, Gärten-denkmale, bewegliche und technische Kulturdenkmale sowie weitere Gattungen bis hin zu den „unbequemen“ Denkmalen aus der Zeit des Nationalsozialismus. Außerdem werden die Methoden der Inventarisierung angeschnitten, und nicht zuletzt wird gezeigt, wie dieses ganze Wissen der



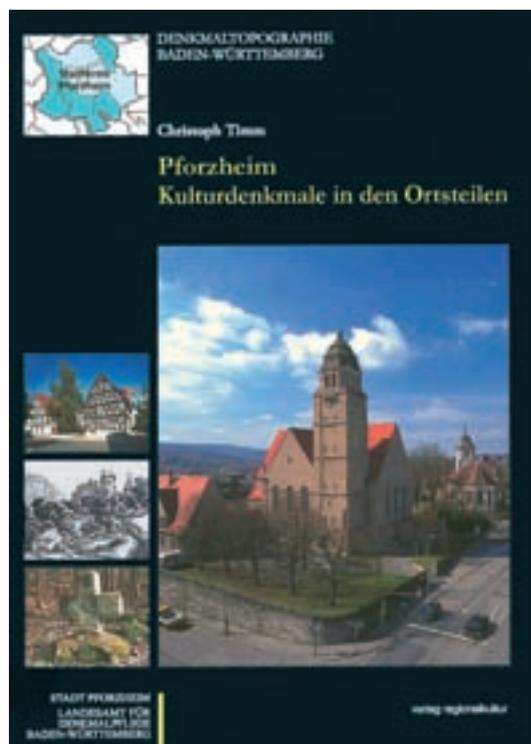
Eine der 28 einseitig bedruckten Kunststoffplatten der Ausstellung »Am Anfang steht das Denkmal«.

Öffentlichkeit zugänglich gemacht wird, sei es durch gedruckte Publikationen oder durch Veröffentlichungen im Internet.

Die Ausstellung arbeitet mit knappen, leicht lesbaren Texten und attraktiven Illustrationen sowie einer nur lockeren Reihung der insgesamt 28 Ausstellungstafeln, deren Abfolge fast nach Belieben gehandhabt werden kann. Damit ermöglicht die Ausstellung, zu der auch ein Begleitheft erschienen ist, nicht nur einen betont ungezwungenen Zugang zur Materie, sondern auch eine leichte Wiederverwendung an anderen Orten und für anderes Publikum, das sich je nach Vorwissen seinen eigenen Weg zum Thema suchen kann. Immer aber dürfte am Ende des Rundganges die Erkenntnis stehen, dass die Inventarisierung, also das Erfassen, Dokumentieren und Erforschen der Denkmale, die unabdingbare Grundlage für deren Schutz und Pflege ist.

Dieter Büchner

Interessenten an einer Übernahme der Wanderausstellung wenden sich bitte an:
Vereinigung der Landesdenkmalpfleger
in der Bundesrepublik Deutschland
Geschäftsstelle Frau Dr. Katrin Bek
c/o Landesamt für Denkmalpflege Hessen
Schloss Biebrich, Westflügel
D-65203 Wiesbaden
Tel. 0611/69 06-174
Fax 0611/69 06-116
k.bek@denkmalpflege-hessen.de



Neuerscheinungen

Christoph Timm
Pforzheim–Kulturdenkmale
in den Ortsteilen

Mit Beiträgen verschiedener Autoren.
Denkmaltopographie Baden-Württemberg,
Band II.10.2

Herausgegeben von der Stadt Pforzheim und dem Landesamt für Denkmalpflege Baden-Württemberg.

Verlag regionalkultur, Heidelberg-Ubstadt-Weiher-Basel 2006.

416 Seiten, 715 meist farbige Abbildungen, 17 Karten.

ISBN-10: 3-89735-428-4

ISBN-13: 978-3-89735-428-9

Preis: 34,80 Euro

Wie schon mit dem ersten Band dieser zweibändigen Denkmaltopographie zur Stadt Pforzheim, so legt der langjährige Stadtkonservator Dr. Christoph Timm hier ein außerordentlich ansprechend gestaltetes und informatives Werk vor. Der Band behandelt die zwischen 1905 und 1975 eingemeindeten sieben Ortsteile Pforzheims. Wie in den anderen Bänden der Buchreihe werden alle Kulturdenkmale einschließlich der archäologischen Denkmale in Text und Bild sowie mit ihrer genauen Kartierung vorgestellt, eingebettet in aktuelle Porträts aller Stadtteile und ihrer geschichtlichen Entwicklung. Besonders wertvoll ist die Erarbeitung des „Who-is-Who“ der Baumeister, Architekten und Bildhauer, die in der Stadt und im Stadtkreis ihre Spuren hinterließen. Für alle, die sich für die Geschichte und Kultur Pforzheims und seiner Ortsteile interessieren, ist diese zweibändige Publikation als Nachschlagewerk unverzichtbar.

Die Ankündigung von Band 1 erfolgte in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg, Heft 1/2005.

Christoph Timm: Pforzheim-Kulturdenkmale im Stadtgebiet

Denkmaltopographie Bundesrepublik Deutschland. Bd. II.10.1

Herausgegeben von der Stadt Pforzheim und vom Landesdenkmalamt Baden-Württemberg.

632 Seiten mit über 1100, meist farbigen Abb. u. 26 Karten.

ISBN-10: 3-89735-221-4

ISBN-13: 978-3-89735-221-6.

Preis: 39,- Euro

Rezensionen

Kurt Lupp: Schloss Bruchsal.
Bau, Zerstörung und Wiederaufbau

(Veröffentlichungen der Historischen Kommission der Stadt Bruchsal, 21),
Verlag Regionalkultur Heidelberg-Obstadt-Weiher-Basel, 2003

Das Buch von K. Lupp ist so dicht gefüllt mit Informationen, dass eine Rezension sie nicht einmal aufzählen, noch viel weniger alle würdigen kann. Über keines der nach den Zerstörungen im Zweiten Weltkrieg wiederaufgebauten oder restaurierten deutschen Schlösser ist bisher so umfassend in einem Band berichtet worden. Erst neuerdings tritt dem Bruchsaler Bericht der in fünf Broschüren geteilte über die Restaurierung des – unzerstörten – Ludwigsburger Schlosses zur Seite. Sehr viel kürzer und summarischer ist der Teil „Das Neue Schloss 1919–1964“ von Franz Josef Talbot in einer Veröffentlichung der Deutschen Burgenvereinigung zum Stuttgarter Schloss.

Kurt Lupp war mit der Restaurierung/Rekonstruktion von Schloss Bruchsal aufs Engste verbunden. Die hier zu besprechende Veröffentlichung ist nur die eine Hälfte eines *opus magnum*, die andere ist manifestiert im Ergebnis praktischer Einflussnahme auf die Art und Weise der wiederherstellenden Arbeiten am Schloss seit 1973 und schließlich viele Jahre lang auf die Restaurierung aller historischen Bauten im Bereich der OFD Karlsruhe.

Die bereits unmittelbar nach der Wiederherstellung des Bruchsaler Schlosses geplante umfassende Dokumentation kam damals nicht zustande. Dass sie nun, gefördert vor allem von der Stadt Bruchsal, als Buch erschien, ist ein Umstand, den man nicht genug loben kann.

Im ersten Teil dieses Buches breitet Lupp die Baugeschichte des Schlosses aus. Sie endet nicht mit einer – ohnehin nicht sinnvoll festzulegenden –

„Fertigstellung“, sondern umfasst alle Bauvorgänge am Schloss bis zur Zerstörung 1945. Dabei wird die frühere grundlegende Renovierung durch Fritz Hirsch 1900–1909 objektiv und umfassend dokumentiert. Erwähnung findet, dass Hirsch 1910 ein Mappenwerk zur Baugeschichte und Restaurierung von Bruchsal herausgab und im Schloss einen Dokumentationsraum dazu einrichtete. Hirschs Erkenntnis, dass „neben dem Tagewerk der Bauausführung eine Durcharbeitung des gesamten... Akten- und Planmaterials vorzunehmen sei“ (S. 116), bestimmte glücklicherweise auch die Wiederaufbau- und Rekonstruktionsarbeiten am Schloss durch die Staatliche Hochbauverwaltung ab 1960 und die Tätigkeit Kurt Lupps im Rahmen dieser Arbeiten. Dass die scheinbar ideale Abfolge Forschung – Untersuchung – Ausführung nur ausnahmsweise einzuhalten war und in dem vorliegenden Buch etwas idealer erscheint als in Wirklichkeit, wird jedem Eingeweihten klar sein. Eine strikte Trennung der drei Komponenten wäre bei einem so komplexen und von so vielen Einflüssen abhängigen Bauvorgang wie der Restaurierung eines ganzen Schlossensembles auch kaum angemessen.

Lupps Ausführungen zur Baugeschichte können hier nicht resümiert werden. Sie stecken voller Informationen über Bauvorgänge im 18. Jahrhundert, wie sie sicher nicht nur in Bruchsal, sondern auch an anderen Barockschlössern abgelaufen sind, etwa die Übernahme von Dekorationsmaterialien und Gussformen von Bauten anderer Bauherren (Fliesen aus Favorite, S. 20; Stuckformen wie in Würzburg, S. 78), die „optische“ Fertigstellung eines Raumes mit Provisorien, die aber einem Künstler anvertraut werden (Altäre der Schlosskirche, S. 27), Einsparung von Fensterbeschlägen (S. 27).

Lupps Interesse am Detail und sein intensives Studium der Quellen wirkt sich hier höchst segensreich für den interessierten Leser aus.

Wolfgang E. Stopfel

Abbildungsnachweis

U1, S2 Landesamt für Denkmalpflege, Hausner; S3 LAD, O. Braasch; S4, S5 LAD, V. Eidloth; S6o WFL GmbH Rottendorf; S6u-S9 LAD, V. Eidloth; S10o Kurpfälzisches Museum Heidelberg; S10u, S11u Verdyck & Gugenhan, Landschaftsarchitekten, Stuttgart; S11o LAD, V. Eidloth; S12 Städtisches Museum Ludwigsburg; S13, S14o LAD, V. Eidloth; S14u Städtisches Museum Ludwigsburg; S15 LAD, V. Eidloth; S17 Generallandesarchiv Karlsruhe; S18o Fotomontage Regierungspräsidium Karlsruhe, Denkmalpflege; S18u Landesmedienzentrum Karlsruhe Karlsruhe; S19o RP Karlsruhe, Denkmalpflege; S19u H.W. Wertz, Ettlingen; S20o RP Karlsruhe, Denkmalpflege; S20u, S21 LMZ Karlsruhe; S22o Ansichtskarte Photo Verlag Dr. Sommer; S22u Regierungspräsidium Karlsruhe, Denkmalpflege; S24 LAD, Schrickel; S25o Martin, Kurt, Die Kunstdenkmäler Badens, 10. Bd., Kreis Mannheim, Stadt Schwetzingen. Karlsruhe/Baden 1933; S25u G Baupläne Schwetzingen / 35, Generallandesarchiv Karlsruhe; S26 Bayerische Verwaltung der staatlichen Schlösser, Gärten und Seen, München; S27o H Mannheim / 163, Generallandesarchiv Karlsruhe; S27u Stadtarchiv Schwetzingen; S28, S29 LAD, Braasch; S30, S31o LAD, Hausner; S31ul Förderer, Schwetzingen; S31ur RP Karlsruhe, Denkmalpflege, Kalvelage; S32o K. Halbauer; S32u Städtische Museen Ludwigsburg; S33o Württembergische Landesbibliothek Stuttgart; S33u LAD;

S34o Württembergische Landesbibliothek Stuttgart; S34u, S35u Landesmedienzentrum Baden-Württemberg, Stuttgart; S35o Volker Schaible, bearb. von Stefanie Reiling; S36o K. Halbauer; S36 u S. Richter, LAD, Restaurierung; S37 K. Halbauer; S38o LAD, Menrad; S38u, S39u, S40 LAD, Restaurierung; S39o aus Deutscher Verein für Kunstwissenschaft. Bericht über die Denkmäler deutscher Kunst 3, 1914. Taf. XXIII; S41 K. Halbauer; S42 Fürstlich Hohenzollerische Sammlungen, Sigmaringen; S44u aus: Inzigkofen Kopfchronik mit Bildern aus Inzigkofen u.a., Horb 1988; S43, S44o, S45-47 RPTübingen, Archäologische Denkmalpflege; S48-54 LAD und Forschungsinstitut Edelmetalle & Metallchemie; Blumer, Kinder, Schad; S55 Prof. Armin Thedy; S56o RP Tübingen, Denkmalpflege; S56u, S57, S58o, S58ur RP Tübingen, Denkmalpflege, Feist; S58ul Anselm Thürwächter; S59o Prof. Armin Thedy; S59 RP Karlsruhe, Denkmalpflege, B. Hausner; S60 RP Tübingen, Denkmalpflege, Feist; S61o Anselm Thürwächter; S61u Familie Stübke, Reutlingerhaus Überlingen; S62 Holzmanufaktur Rottweil, Klos, Seitz; S62ur W. Glockner, Glas, C.H. Beck Verlag München; S63, S64, S65o Holzmanufaktur Rottweil, Klos, Seitz; S65u Getty Museum Malibu; S66or Nationalmuseum Stockholm; S66l Holzmanufaktur Rottweil, Klos, Seitz; S67, S68 RP Freiburg, Denkmalpflege, Roth; S69 LAD, Fisch; S70 Archiv W&P.

Die Dienststellen der Landesdenkmalpflege

Seit der Verwaltungsreform 2005 sind für die Aufgaben der Landesdenkmalpflege fünf Organisationseinheiten bei den Regierungspräsidien Baden-Württembergs zuständig:

Die Referate 25 – Denkmalpflege der Regierungspräsidien übernehmen für die Bereiche Inventarisierung, Bau- und Kunstdenkmalpflege und Archäologische Denkmalpflege die hoheitlichen Aufgaben in der jeweiligen Region. Dies umfasst allgemein die Denkmalpflege vor Ort, die Erfassung und Erforschung von vorhandenen Kulturdenkmälern, fachliche Beratung der Denkmalschutzbehörden, fachliche Stellungnahmen in denkmalrechtlich genehmigungsverfahren sowie bei öffentlichen Planungen, Beratung der Eigentümer und Bauherren von Kulturdenkmälern und Betreuung von Instandsetzungsmaßnahmen, Gewährung von Zuschüssen zur Erhaltung und Pflege von Kulturdenkmälern; Durchführung und Auswertung von archäologischen Rettungsgrabungen.

Für die landesweit übergreifenden und koordinierenden Aufgaben der Denkmalpflege ist die Abteilung 11 – Landesamt für Denkmalpflege – im Regierungspräsidium Stuttgart zuständig. Sie hat insbesondere die Aufgabe, Leitlinien konservatorischen Handelns vorzubereiten und an deren Umsetzung mitzuwirken; die fachliche Denkmalpflege des Landes im Rahmen der Leitlinien zu koordinieren, auf die Einhaltung der Ziele eines landeseinheitlichen Vollzugs hinzuwirken und die Denkmalschutzbehörden zu beraten; die Aufstellung des Denkmalförderprogramms unter Beteiligung der höheren Denkmalschutzbehörde vorzubereiten; fachliche Grundlagen für die Denkmalpflege und landeseinheitliche Kriterien zur Erfassung und Bewertung von Kulturdenkmälern sowie von Gesamtanlagen zu erarbeiten und darzustellen; in Abstimmung mit der höheren Denkmalschutzbehörde Dritte, insbesondere Eigentümer und Besitzer von Kulturdenkmälern in Fällen von besonderer Bedeutung oder Fällen, für deren Bewertung bei ihm ein besonderer Sachverstand vorhanden ist, fachlich zu beraten; Schwerpunktgrabungen durchzuführen und deren Auswertung vorzunehmen; die fachliche Denkmalpflege nach innen und außen zu vertreten sowie die zentrale denkmalfachliche Öffentlichkeitsarbeit vorzubereiten und in Abstimmung mit der obersten Denkmalschutzbehörde durchzuführen; zentrale Fachbibliotheken, Dokumentationen, Fachdatenbanken sowie sonstige zentrale Dienste zu unterhalten.

Regierungspräsidium Stuttgart Landesamt für Denkmalpflege

Berliner Straße 12
73728 Esslingen am Neckar
Postfach 200152
73712 Esslingen am Neckar
Telefon 07 11 / 9 04 - 0
Telefax 07 11 / 9 04 - 45 444
Arbeitsstelle Hemmenhofen
Fischersteig 9
78343 Gaienhofen-Hemmenhofen
Telefon 0 77 35 / 9 37 77 - 0
Telefax 0 77 35 / 9 37 77 - 130
Arbeitsstelle Konstanz
Stromeyersdorfstraße 3
78467 Konstanz
Telefon 0 75 31 / 9 96 99 - 30
Telefax 0 75 31 / 9 96 99 - 55

Regierungspräsidium Freiburg Referat 25 Denkmalpflege

79083 Freiburg im Breisgau
Telefon 07 61 / 2 08 35 - 00
Telefax 07 61 / 2 08 35 - 44

Regierungspräsidium Karlsruhe Referat 25 Denkmalpflege

76247 Karlsruhe
Telefon 07 21 / 9 26 - 48 01
Telefax 07 21 / 9 26 - 48 00

Regierungspräsidium Stuttgart Referat 25 Denkmalpflege

Postfach 800709
70507 Stuttgart
Telefon 07 11 / 9 04 - 0
Telefax 07 11 / 9 04 - 45 444

Regierungspräsidium Tübingen Referat 25 Denkmalpflege

Postfach 2666
72016 Tübingen
Telefon 0 70 71 / 757 - 0
Telefax 0 70 71 / 757 - 21 31

Besucheradressen

Regierungspräsidium Stuttgart
Landesamt für Denkmalpflege
Berliner Straße 12
73728 Esslingen am Neckar

Regierungspräsidium Freiburg im Breisgau
Referat 25 Denkmalpflege
Sternwaldstr. 14
79102 Freiburg im Breisgau

Regierungspräsidium Karlsruhe
Referat 25 Denkmalpflege
Moltkestraße 74
76133 Karlsruhe

Regierungspräsidium Stuttgart
Referat 25 Denkmalpflege
Berliner Straße 12
73728 Esslingen am Neckar

Regierungspräsidium Tübingen
Referat 25 Denkmalpflege
Alexanderstraße 48
72072 Tübingen